

BIBLIOTEKA  
Instytutu  
Bałtyckiego  
w Bydgoszczy

53795  
E 2266 I







E 2266 T

# GRUNDZÜGE NORDOSTDEUTSCHER SPRACHGESCHICHTE

VON

WALTHER MITZKA

[1. Aufl.]



---

MAX NIEMEYER VERLAG · HALLE/SAALE · 1937

1939: 227

5.60

35012



53796  
~~5058~~  
2187

Alle Rechte,  
auch das der Übersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten  
Copyright by Max Niemeyer Verlag, Halle (Saale) 1937  
Printed in Germany



# Inhalt.

	Seite
I. Die deutschen Sprachflächen des Nordostens . . . . .	1
II. Niedersächsisch . . . . .	25
1. Die Frage nach der Stammheimat . . . . .	25
2. Eindeutschung . . . . .	45
3. Entdeutschung . . . . .	47
III. Niederfränkisch . . . . .	52
IV. Mitteldeutsch . . . . .	59
1. Das Schicksal der Mitte des Ostmitteldeutschen . . . . .	59
2. Das Hochpreußische und seine Herkunft . . . . .	60
3. Westmitteldeutsche Einschlüsse . . . . .	73
V. Oberdeutsch . . . . .	76
VI. Deutsche und nichtdeutsche Mundartgliederung im gleichen Raume . . . . .	87
VII. Neuhochdeutsch . . . . .	92
Anmerkungen . . . . .	99
Karte 1 . . . . .	18
Karte 2 . . . . .	19
Karte 3 . . . . .	36
Karte 4 . . . . .	37
Karte 5 . . . . .	38
Karte 6 . . . . .	39
Karte 7 . . . . .	40
Karte 8 . . . . .	62
Karte 9 . . . . .	63
Karte 10 . . . . .	79
Übersichtskarte . . . . .	am Schluß

---

1944  
1945  
1946  
1947  
1948  
1949  
1950  
1951  
1952  
1953  
1954  
1955  
1956  
1957  
1958  
1959  
1960  
1961  
1962  
1963  
1964  
1965  
1966  
1967  
1968  
1969  
1970  
1971  
1972  
1973  
1974  
1975  
1976  
1977  
1978  
1979  
1980  
1981  
1982  
1983  
1984  
1985  
1986  
1987  
1988  
1989  
1990  
1991  
1992  
1993  
1994  
1995  
1996  
1997  
1998  
1999  
2000  
2001  
2002  
2003  
2004  
2005  
2006  
2007  
2008  
2009  
2010  
2011  
2012  
2013  
2014  
2015  
2016  
2017  
2018  
2019  
2020  
2021  
2022  
2023  
2024  
2025

1944  
1945  
1946  
1947  
1948  
1949  
1950  
1951  
1952  
1953  
1954  
1955  
1956  
1957  
1958  
1959  
1960  
1961  
1962  
1963  
1964  
1965  
1966  
1967  
1968  
1969  
1970  
1971  
1972  
1973  
1974  
1975  
1976  
1977  
1978  
1979  
1980  
1981  
1982  
1983  
1984  
1985  
1986  
1987  
1988  
1989  
1990  
1991  
1992  
1993  
1994  
1995  
1996  
1997  
1998  
1999  
2000  
2001  
2002  
2003  
2004  
2005  
2006  
2007  
2008  
2009  
2010  
2011  
2012  
2013  
2014  
2015  
2016  
2017  
2018  
2019  
2020  
2021  
2022  
2023  
2024  
2025

1944  
1945  
1946  
1947  
1948  
1949  
1950  
1951  
1952  
1953  
1954  
1955  
1956  
1957  
1958  
1959  
1960  
1961  
1962  
1963  
1964  
1965  
1966  
1967  
1968  
1969  
1970  
1971  
1972  
1973  
1974  
1975  
1976  
1977  
1978  
1979  
1980  
1981  
1982  
1983  
1984  
1985  
1986  
1987  
1988  
1989  
1990  
1991  
1992  
1993  
1994  
1995  
1996  
1997  
1998  
1999  
2000  
2001  
2002  
2003  
2004  
2005  
2006  
2007  
2008  
2009  
2010  
2011  
2012  
2013  
2014  
2015  
2016  
2017  
2018  
2019  
2020  
2021  
2022  
2023  
2024  
2025

1944  
1945  
1946  
1947  
1948  
1949  
1950  
1951  
1952  
1953  
1954  
1955  
1956  
1957  
1958  
1959  
1960  
1961  
1962  
1963  
1964  
1965  
1966  
1967  
1968  
1969  
1970  
1971  
1972  
1973  
1974  
1975  
1976  
1977  
1978  
1979  
1980  
1981  
1982  
1983  
1984  
1985  
1986  
1987  
1988  
1989  
1990  
1991  
1992  
1993  
1994  
1995  
1996  
1997  
1998  
1999  
2000  
2001  
2002  
2003  
2004  
2005  
2006  
2007  
2008  
2009  
2010  
2011  
2012  
2013  
2014  
2015  
2016  
2017  
2018  
2019  
2020  
2021  
2022  
2023  
2024  
2025



# I. Die deutschen Sprachlandschaften des Nordostens.

Die Geschichte nennt als erste Bewohner des Landstriches östlich der Oder Germanen. Im Weichsellande sitzen die Goten mit den Gepiden, westlich von ihnen Rugier und Burgunder, südlich davon Vandalen. Am Frischen Haff schließen baltische Völker (Ästier) an, zunächst die Altpreußen. Östlich des Memelgebietes folgen die Litauer, dahinter die Letten, als nicht-indogermanische Völker die Liven und die Esten. Die Vorgeschichte setzt an der Ostseeküste als Grenze zwischen germanischem und baltischem Volksboden die Passarge, die das Südufer des Frischen Haffes etwa in der Mitte erreicht. Am Oberlauf erstreckt sich germanischer Siedlungsboden nach Osten bis zur Alle. Die Germanen ziehen bis zum 6. Jahrhundert ab<sup>1)</sup>. Die Altpreußen verschieben ihr geschlossenes Siedlungs- und Sprachgebiet nach Westen bis auf die Inseln des Weichseldeltas und an die Stromweichel. Darüber hinaus gehen sie nur in vereinzelt Splittern. Von Süden rücken die Pomoranen<sup>2)</sup> oder Kaschuben ein. Die Südgrenze ihres Gebietes ist um das Jahr 1000 die schwer überschreitbare Niederung der Netze. Bis dahin und östlich der Weichsel bis ins Kulmer Land und an die östlich davon sich erstreckende siedlungsleere Waldwildnis Masurens schließen von Süden die Polen auf. Mit den Altpreußen grenzen sie unmittelbar im Kulmer Land und siedeln dort mit ihnen im Gemenge.

Von den Namen der Vorzeit ist Elbing<sup>3)</sup>, nach dem Flusse dieses Namens, zweifellos germanisch, gotisch oder nordgermanisch. Wikingische Namen aus der Zeit nach der Völkerwanderung haben dann noch einige Küstenplätze: Hela, westlich davon das auf der Halbinsel dieses Namens gelegene Dorf Heisternest (1582 *Osternese*) und das Kap westlich der Halbinsel, Rixhöft, d. i. 'Reichshaupt'. Nach dem nordischen Personennamen Sven ist südlich davon im kaschubischen Binnenlande Sianowo < \**Svianowo* genannt.

Im Laufe des Mittelalters und der Neuzeit ist das kaschubische Sprachgebiet von Süden durch Polonisierung, von Westen durch Germanisierung auf den heutigen Bestand an der Ostseeküste zusammengeschrumpft. Aus den Kreisen Putzig, Neustadt, Karthaus, Berent reicht es heute in den Kreis Könitz, mit einigen Orten in den Südosten des Kreises Bütow, in den Osten der Kreise Stolp und Lauenburg. Das Altpreußische ist, bis zum letzten Abklingen im 17. Jahrhundert, in die deutsche Sprachfläche, an seinem Süd- und Westrande auch in die polnische einbezogen worden. Der altpreußische Nordosten, das Memel-

gebiet erlebt erst im 15. Jahrhundert litauische Einwanderung. Die Liven sind heute auf einige hundert Sprachträger am Kap Domesnäs zusammengeschmolzen, sonst lettisch geworden. Letten sind als „Kuren“ in schmalem Küstenstreifen den ostpreußischen Strand bis nach Pillau entlanggezogen und haben dort Fischersiedlungen angelegt. Die Eindeutschung hat heute nur Reste auf der Mitte der Kurischen Nehrung übrig gelassen.

Wenn wir das Einrücken der Deutschen in diesen Nordosten überschauen, so finden wir keine zusammenhängenden Siedlungsbahnen, denn sie sind auf den verschiedensten Wanderwegen gleich zu Anfang in weite Entfernung vom Altlande gezogen. In weiträumiger Streulage entstehen große oder kleine Horste. Wachsen diese später zusammen, so erscheinen auf der Karte als Ergebnis breite Flächen, die an sich nicht Bahnen sind. Die Richtung der Binnensiedlung und der Eindeutschung kann die entgegengesetzte des Anmarschweges, der uns nur beiläufig beschäftigt, sein. Die Zwischenräume können beträchtlich sein und bleiben. Während des Mittelalters wird die deutsche Ostbewegung planmäßig dem litauischen Raum von der Staatsgewalt ferngehalten. Das dahinterliegende baltische Deutschtum ist über See eingezogen. Litauen ist erst zwei Jahrhunderte nach dem Einzug der Deutschen christlich geworden. Die kirchliche Mission wird im Nordosten vom deutschen Volkstum getragen, sie wird noch lange von diesem Staat abgelehnt. Wenn wir in unserm Nordosten in seiner deutschen Frühzeit weite Zwischenräume durchwandern müssen, um jene Horste aufzusuchen, so bietet ja der deutsche Südosten auch heute noch solche Streulage und zeitliche Schichtung über die Zips bis nach Siebenbürgen.

Östlich der Oder sind in den letzten Jahrzehnten des 12. Jahrhunderts geistliche Orden als Großgrundbesitzer mit der Siedelaufgabe in weitester Streulage im Lande zwischen Oder und Weichsel von den Landesherrn beauftragt worden. In Altlivland geht die Deutschsiedlung vom Bischof von Bremen aus. In Altpreußen hat die Landeshoheit der Deutsche Orden. Er war von dem polnischen Teilfürsten Konrad von Masovien gegen die übermächtigen Preußen ins Kulmerland gerufen worden. Im Zuge der kirchlichen Mission leitet der Bischof von Riga die Eroberung des Gebietes der heidnischen Liven, Letten und Esten ein<sup>4</sup>). Der unbestimmte Herrschaftsanspruch der Russen wird bald erledigt. Der Bischof gründet 1202 den Schwertbrüderorden, der sich nach einigen Jahrzehnten mit dem Deutschen Orden vereinigt. Livland wird wie auch Altpreußen dann vom Papst dem Deutschen Orden übertragen. Der Bischof, nachher die Bischöfe, der Schwertbrüderorden, dann als Nachfolger der Deutsche Ritterorden teilen das Land unter sich. In ihren Gebieten sind diese Landesherrschaften die Siedelherren. In Estland erfolgt bis in das nächste Jahrhundert hinein die Auseinandersetzung mit den Dänen. Doch wandern auch dort fast nur deutsche Bürger und

Ritter ein. Die Aufteilung in Bistümer, Ordensland und dänische Teile Estlands hat für die Siedlungsgeschichte, also auch für die Sprachgeschichte, gar keine Wirkung. In Livland waren zu Anfang deutsche Augustiner, Praemonstratenser und Cisterzienser als Grundbesitzer angesetzt worden. Sofort nach der Gründung Rigas siedelten sich in dem ganzen durch Eroberung immer größer werdenden Bereich Ritter als Lehnslente an. Noch vor Beginn des altpreußischen Feldzuges hatten Dorpat und Reval deutsche Bürgerschaft. Das Netz der Städte war auch später dort sehr weitmaschig, der deutsche Bauer blieb aus.

Außerhalb dieser erobernden Mission geht im Nordosten der Auftrag also von der schon bestehenden Landesherrschaft aus.

Zwischen unterer Oder und unterer Weichsel betreiben drei oberste Landesherren die deutschrechtliche Siedlung: der Herzog von Pommern-Stettin, der Herzog von Pommerellen, der Markgraf von Brandenburg. Am Anfang des 14. Jahrhunderts wird der Deutsche Orden auch in Pommerellen Landesherr. Er ist es im ganzen Westpreußen links der Weichsel, mit Lauenburg und Bütow. Während dieses für die Deutschsiedlung wesentlichen Jahrhunderts schieben die brandenburgischen Askanier<sup>5)</sup> ihre Herrschaft in breitem Keil bis in die Gegend von Kolberg vor: die Neumark. Recht selbständig ist in diesem Strich östlich der Oder der Kamminer Bischof, doch hat er sein politisches Ziel, ein eigenes Fürstentum, dem Namen nach, aber tatsächlich nicht erreicht.

Zu seinem Besitz gehört das mundartlich ein eigenes Gebiet bildende Land um Bublitz. Unter den Bischöfen unseres Nordostens sind als größere Kolonisatoren außer dem Gründer von Riga noch die Bischöfe des Baltikums überhaupt, auf altpreußischem Boden nachher vor allem der ermländische Bischof und sein Domkapitel zu nennen. Im gleichen Zeitraum gehen auch die polnischen Könige und ihre Teilfürsten zur deutschrechtlichen Siedlung über<sup>6)</sup>. Den ersten Beginn von Bauernsiedlung erlebt der Westrand Großpolens um 1210. Stadtgründung ist dann die zweite Stufe. Pommern folgt erst langsam, dann allerdings wird die Verleihung von Siedelgebiet an geistliche Orden und rittermäßige Großgrundbesitzer, die Anlage von Städten, im Wettbewerb mit den unaufhaltsam vordringenden Askaniern, ausgiebig betrieben. In Polen setzt nach jenem ersten Anfang, nachdem die Cisterzienser von Pforta in jenen Westen gerufen waren, die Deutschsiedlung 1233 in vollem Ausmaße ein<sup>7)</sup>. 1243 wird am kirchlichen Mittelpunkt Gnesen eine deutsche Stadt eingerichtet. Zehn Jahre später führt ein Deutscher aus Guben den Auftrag aus, die deutsche Stadt Posen zu gründen. Das deutsche Kloster Lekno legt ein deutsches Dorf an, hierfür verleiht der polnische Herzog das Recht der eben im Deutschordenslande gegründeten Stadt Kulm. Immer wieder ist das Beispiel Schlesiens, Brandenburgs und des Deutschen Ordens deutlich. In diesem Jahrhundert ist deutsches Volkstum bei solchen Stadtgründungen

sicher, auch wenn im Laufe dieses Zeitraumes der Widerstand der Geistlichkeit im kirchlichen Bereich entsteht und sich verstärkt. Bis ins 15. Jahrhundert bleiben Namen und schriftliche Zeugnisse weithin deutschsprachig. Dann tritt in stärkerem Tempo Polonisierung ein, die die kleineren Städte und die Dörfer des Binnenlandes erfaßt. Im ersten Jahrhundert der deutschrechtlichen Einrichtung erreicht die deutsche Siedlung mit Schwerin 1296, mit Nakel, der alten Festung an der Netze, 1299 und Krone a. d. Brahe, wohin 1288 ein Cisterzienserkloster verlegt wird, den Nordrand Polens nördlich der Netze.

In diesem ganzen Grenzstreifen unbestimmten oder wechselnden Besitzes dringt gleichzeitig Brandenburg Schritt für Schritt nach Osten vor<sup>8)</sup>). Die askanischen Markgrafen sichern ihre Erwerbungen sofort durch Stadt- und Dorfgründung.

Dort begegnen sich mithin die polnische, die askanische, die pommerellische Landesherrschaft und von Osten her der Deutsche Orden. Die Askanier erreichen den breiten Grenzwaldgürtel an der Netze und unteren Warthe mit den Städten Driesen, Märkisch-Friedland und bald danach Deutsch-Krone. Um 1300 erfährt durch politische Wirren die Deutschsiedlung in Polen eine Unterbrechung bis 1333. In dieser Zeit fehlen deutsch-rechtliche Gründungen durch den König, wohl aber nehmen einige Große solche vor. Dann bringen die Jahre 1333—1379 wieder zahlreiche Beispiele. Danach setzt dort eine ziemliche Pause ein.

Der Beginn der deutschen Städtegründung zeigt große Zwischenräume und verschiedene Zeitlage: Voran geht das Baltikum mit Riga 1201, es folgen der Deutsche Orden in Preußen 1231, dann Pommern, Pommerellen und Polen. Im preußischen Ordenslande unterbleibt die anderwärts zuerst übliche Ansiedlung von geistlichen Orden als Großgrundbesitzern, hier gewinnt ja ein solcher die Landesherrschaft selbst. Die Eroberung Altpreußens wird erst nach mehr als fünf Jahrzehnten abgeschlossen. Dann erst setzt Bauernsiedlung ein. Hier beträgt also der zeitliche Abstand zwischen Beginn der Stadtgründung und Dorfanlage ein halbes Jahrhundert. In Pommern und Polen braucht keine solche Pause vorhanden zu sein, die Stadtgründung ist hier umgekehrt letzte Siedelform. In Polen hat der geistliche Orden gleich deutsch siedeln können und sollen, das erfolgt schon vor der Städtegründung. In der Neumark betreiben die Askanier und ihre rittermäßigen Unternehmer Stadt- und Dorfgründung möglichst gleichzeitig. 1242 ist die Umgegend von Kolbatz südöstlich Stettin dicht mit deutschen Dörfern besetzt, ebenso erscheinen etwas später im Winkel zwischen Oder und nördlichem Wartheufer deutsche Dörfer und Städte in den Urkunden. Bis 1300 wird die Gruppe der Dörfer und der Städte immer dichter, und reicht bis in den Nordostzipfel der Neumark mit den Städten Märkisch-Friedland 1281, Dramburg 1297, und bis an die Ostgrenze mit Woldenberg 1296. Die Dorfgründungen haben dort

gleichzeitig die Zwischenräume ausgefüllt. Zugleich werden aber auch Lücken weiter westlich mit Dorf- und Stadtgründungen geschlossen.

Polen, Pommern und Pommerellen nutzen ihrerseits nach dem Vorbild ihrer Nachbarn Schlesien, Neumark und Deutschordensland die Ostbewegung der deutschen Siedlung in derselben Zeit aus. Der Deutsche Orden kann erst am Ende des Jahrhunderts Bauern aufnehmen, bis dahin ziehen lediglich Bürger und Gutsbesitzer ins Land. Pommern sucht mit der Entwicklung der Neumark, die auf seine Kosten durch die Askanier im Laufe des Jahrhunderts immer weiter nach Osten vorgetrieben wird, Schritt zu halten. In der Siedelgeschichte des Landes zwischen Oder und Weichsel ist die Tätigkeit der Askanier, die nun die längste Siedelerfahrung im ostelbischen Niederdeutschland haben, ganz besonders wirksam. Ihr dortiger Besitz, die Neumark, zieht sich in breitem Gürtel bis bald vor Kolberg. Der Anfang des 14. Jahrhunderts bringt eine Reihe wichtiger Gründungen bis an die Küddow heran. Einige Jahrzehnte später gehen diese östlichen Striche an Polen verloren. Die brandenburgischen Askanier siedeln sofort nach der Besitznahme der einzelnen Gebiete, die ungefähr von 1242—1300 Stück für Stück erfolgt, deutsche Rittergutsbesitzer, Bürger und Bauern an. Die Stadtgründungen sind wie auch sonst wirtschaftlich gemeint: Soldin bald nach 1262 im Wettbewerb mit Pommern, einige Jahre vorher Landsberg zu Polen hin. Pommerellen zögert, versucht es erst einmal mit einigen Stadtgründungen: Rechtsstadt Danzig in den 1220er Jahren, Dirschau etwa 1256, zuletzt Neuenburg an der Weichsel, unweit der vom Orden im gleichen Zeitabschnitt dort angelegten Stadt Mewe. Zugleich entsteht als Mittelpunkt eines Siedelgebietes der Johanniter die Stadt Schöneck. Doch längst vor Stadt- und Dorfgründung war eine deutsche Ordenssiedlung erfolgt: 1178 das Cisterzienserkloster Oliva. Dieser Orden siedelte überhaupt jedoch erst später deutsche Bauern an. Andere Orden folgen als solche Großgrundbesitzer. Auch auf ihre koloniasatorische Betätigung wird die später deutlichere Verteilung deutschsprachiger Siedlung zurückgehen. Bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts war Pommerellen in folgenden Gebieten deutsch<sup>9)</sup>, nachdem der deutsche Orden dort seit mehr als einem Jahrhundert als Siedelherr gefolgt war:

Damals ist die Gegend von Hela, Putzig und Gdingen deutsch. Dafür zeugen außer deutschen Namen später im Zeitalter der Gegenreformation Visitationsberichte durch polnische Geistliche. Sprachliche Reste der Gegenwart bringen wir im folgenden. In der Mitte zwischen Bütow und Konitz deuten deutsche Orts- und Flurnamen auf ehemals deutsches Bauerntum. Der ganze Südwesten um Hammerstein, Schlochau und Konitz bietet zahlreiche Gründungsurkunden aus der Deutschordenszeit. Hier hat der Orden planmäßig und auf Rodungsland geschlossene Gruppensiedlung angelegt. Die deutsche Sprachlandschaft um Schlochau<sup>10)</sup>, Konitz (Koschneiderei) und

Tuchel ist in der Zeit um 1323—1377 entstanden. Von den Städten werden Schlochau 1348, Märkisch-Friedland 1354, Konitz vor 1346 gegründet. Die ersten bis heute an der eigenartigen deutschen Koschneidermundart festhaltenden Dörfer entstehen um Konitz. Mosnitz eröffnet 1323 die Reihe, es folgen Kl. Konitz 1324, Neukirch 1326, Paglau 1332. Weitere entstehen seit den vierziger Jahren fast Jahr für Jahr, eins oder mehrere je bis 1376. Die Masse stammt mithin aus dem Abschnitt 1350—1376. Dann folgen Einzelgründungen in größeren zeitlichen Zwischenräumen. Auch soweit diese deutschen Bauerndörfer mit Westpreußen seit 1466 unter polnische Herrschaft kamen, hat sich diese mittelalterliche Sprachfläche bis heute gehalten. Die Konfession ist gewöhnlich katholisch, stimmt also zum Polnischen des gleichen Raumes. Über Tuchel hinaus erreicht die Dorfsiedlung des Deutschen Ordens mit Lichtenau 1350 den Südrand nach Polen hin.

Dieser Strich ist seit dem Mittelalter deutschsprachig geblieben. Nach Tuchel hin ist mittelalterliche Deutschsiedlung verstreuter. In diesem ganzen Südwesten fehlen zu vielen deutschen Ortsnamen slawische Formen. Im Norden Pommerellens liegen vereinzelt die heute kaschubischen Dörfer Schönwalde und Glashütte. Sie haben, mit einem untergegangenen Ort, lediglich deutsche Namen auch nach dem Untergang ihres Volkstums behalten. Der breite deutsche Streifen um Danzig und Dirschau bis nach Süden um Schöneck und Stargard geht in seinem Südabschnitt auf die Johanniter und andere Orden zurück. In den Weichselwerdern besorgt mit der Eindeichung der Deutsche Orden die geschlossene Ansiedlung. Er legt auch noch eine später ihr Volkstum verlierende Gruppe von deutsch besiedelten Dörfern nordöstlich von Bütow an. In der Gegenwart sind diese 13 Deutschordensdörfer des „Sabinschen“ Gebietes kaschubisch. Ihre Gründungsurkunden sind zwischen 1359 und 1390 ausgestellt. Solche vereinzelt Inseln, die letztgenannte übrigens auf armem Boden, verlieren ihr Volkstum und Sprache in der polnischen Herrschaftszeit nach 1466. Als Siedelleistung des Deutschen Ordens ist auch die geschlossene Gruppensiedlung in der Lauenburger Landschaft erkennbar.

Pommerellen, also das spätere Westpreußen links der Weichsel war 1310 mit Lauenburg und Bütow an den Deutschen Orden gekommen. Gleich darauf wird Stolp deutsche Stadt und damit vorgeschobenster Marktplatz. Der pommersche Herzog beantwortet diese Gründung mit der von Neustettin. Das bedeutete zugleich den Kampf um den Marktverkehr mit der einige Jahre vorher von den Brandenburgern gegen Pommern angelegten Stadt Dramburg. Das sind also reine Wirtschaftskämpfe.

In unserm Nordosten außerhalb jenes Missionsbezirkes erhebt der erste geschlossene nationale Widerstand gegen den Einzug Deutscher seit 1285 in

Polen<sup>11)</sup>. Bis in die zweite Hälfte des Jahrhunderts begrüßt die weltliche Geistlichkeit Polens die deutsche Einwanderung. Dann mehren sich ihre Einsprüche. Es geht ihr um die kirchliche Macht. In Beschwerden an die römischen Kardinäle wird Schutz der polnischen Sprache gefordert. Die Einwanderung deutscher Bürger bleibt von solchen Stimmungen während des 13. und 14. Jahrhunderts ungestört. Daß diese Siedlergruppe stark war, ist angesichts der urkundlichen Zeugnisse zweifelsfrei. Gegen rittermäßige Einwanderer blieb die Landesherrschaft spröde. Der Anteil der Bauern ist, anders als bei diesen urkundlich immer besser bezeugten Ständen im Mittelalter, ungewiß. In ansehnlicher Zahl sind solche damals sogar in größere Entfernung gezogen, so nach Siebenbürgen. Mit dem nächsten Jahrhundert nimmt bei solchem Widerstande die Beteiligung der Deutschen bei der Begründung von deutschrechtlichen Städten und Dörfern immer mehr ab, allerdings nicht bei der starken Deutschsiedlung im Osten, in dem von Polen eroberten Rotreußen, also Ostgalizien. Im 15. Jahrhundert müssen die im Innern liegenden deutschen Dörfer, wie die urkundlich oft genannten deutschen Schultheißen, ihr Volkstum und damit die deutsche Sprache verloren haben. An den Rändern haben sie sich zum großen Teil gehalten. Die Städte erlebten bis in die Gegenwart dauernden Zuzug durch einwandernde Handwerker und Kaufleute, so daß so manche auch im Innern Großpolens, also der Posener Landschaft, deutsche Bürgerschaft behielten.

Die Stimmung Polens gegen oder für deutsche Einwanderer hat nun in der Folgezeit so sehr wie nirgends sonst geschwankt. Im 16. Jahrhundert wird Polen zum größten Teil protestantisch, die Einladung an die holländischen Religionsflüchtlinge und deutsche Protestanten überhaupt liegt da durchaus nahe. Aber die Vorliebe für deutsche Bauern wird gerade im Zeitalter der Gegenreformation immer stärker. Sie entlaufen den pommerschen, brandenburgischen, auch neumärkischen Herren und werden gern von den polnischen Grundbesitzern bis zuletzt, also 1772, angesiedelt. Von diesen deutschen Bauern wird im Auftrage polnischer Magnaten die bis dahin siedlungsfreie Warthe- und Netzeniederung urbar gemacht. Der Einzug dieser Siedler geht von da über das Posener Land bis in den Osten Polens überhaupt weiter. Die Herkunft dieser Siedlergruppe der Warthe-Netzegegend aus jener Nachbarschaft wird durch die Mundart deutlich.

Die jüngste Ansetzung deutscher Bauern durch die Ansiedlungskommission brachte solche aus sehr verschiedenen, auch west- und süddeutschen Gegenden. Solche Gruppen hätten natürlich erst in folgenden Generationen einheitliche Mundartbezirke ausgebildet. Diese Siedlungen sind nunmehr meist wieder aufgehoben worden. Die ehemalige Ostwanderung ist nach dem Weltkriege in den nun außerreichsdeutschen Landstrichen in eine rückläufige Westbewegung umgeschlagen.

Die Besiedlung der Weichselwerder zeigt bis in die Neuzeit hinein eine besonders wechselvolle Geschichte, die sich auch im Antlitz der Sprachfläche bis heute abzeichnet. Vor der Deutschordenszeit waren in den beiden Werdern, die bis zur Eindeichung durch den Deutschen Orden Überschwemmungsgebiet waren, nur einige höhere Stellen besiedelt. Zuerst erhält 1253 vom pommerellischen Herzog der Deutsche Orden das Große Werder rechts der Stromweichsel als Geschenk. Ein Jahr später erscheint der erste deutsche Dorfname Lichtenau. Doch geschlossene Besiedlung wird erst nach Vollendung der großartigen Deichbauten nach 1316 möglich. Zwei Jahrzehnte später kann der Orden nahezu das ganze Danziger Werder auf dem linken Ufer mit deutschen Dörfern belegen. Bis 1370 wird nahezu der ganze Süden und die Mitte des Großen Werders geschlossen besiedelt. Das Tiegenhöfer Gebiet im Nordabschnitt des Werders, das sehr tief liegt, wird erst zu Beginn der Neuzeit in Kultur genommen. Nördlich davon an der Küste legt schon der Deutsche Orden reiche Marschendorfer an. In der polnischen Zeit 1466—1772 sind diese tiefgelegenen Bezirke aus der deutschen Nachbarschaft und durch Zuzug aus den Niederlanden geschlossen besiedelt worden. Die Anlandungen des Haffes dauern auch gegenwärtig noch an. Die Dorfsiedlung ist ihnen bis in die Gegenwart gefolgt.

Der Deutsche Orden hat eine planmäßige Siedeltätigkeit vor allem in Preußen östlich der Weichsel angewandt<sup>12)</sup>. Überhaupt ist das urkundlich deutlichste Stück norddeutscher Siedlungsgeschichte die des Deutschen Ordens in Altpreußen. Er hat die Verleihung oder Gründung von Gut, Stadt und Dorf grundsätzlich beurkundet. Von diesen Handfesten sind sehr viele, und sei es in Abschrift, erhalten. Dieser Rechtsübung des Deutschen Ordens folgten auch die Bischöfe, so der selbständigste unter ihnen, der ermländische mit seinem Domkapitel.

Auf dem rechten Weichselufer hat um die Mitte des 13. Jahrhunderts im Westen des Kulmerlandes der Bischof von Kulm zunächst zwei deutsche Dörfer begründet, sie haben die nachher verloren gehenden Namen Hermannsdorf und Arnoldsdorf. In Masse zieht in das Land zwischen Weichsel und Pregel der deutsche Bauer seit 1282 bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts, nachdem der Orden die Preußen endgültig unterworfen und nun planmäßig flächenhafte Dorfsiedlung begonnen hat. Seit der zweiten Hälfte des Jahrhunderts erfolgt die Deutschsiedlung im wesentlichen durch Binnenwanderung, vor allem in die Waldwildnis im Süden und Osten Ostpreußens. Im Weichseldelta setzt die planmäßige Siedlung später als im Süden und Osten ein.

Das Kulmerland war zuerst erobert und besiedelt worden. Aber der große Aufstand der Altpreußen fegt für Jahrzehnte außer den befestigten Städten die ländlichen Siedlungen rittermäßiger Gutsbesitzer und der Dörfer weg. Der Bischof von Kulm und sein Domkapitel in Kulmsee hatten nur einige deutsch-



rechtliche Zinsdörfer angelegt, die zum Teil deutsche Namen, also sicherlich auch deutschen Besatz hatten. Erst nach Abschluß der Preußenkämpfe legen er und die andern Siedelherren Gruppen von deutschen Bauerndörfern an. Dazu werden siedlungsleere Waldgebiete ausgesucht. Der erste Horst dieser Art ersteht im nördlichen Kulmer Land. Durch altpreußisches Siedelgebiet getrennt wird noch in denselben 1280er Jahren nordöstlich von Marienwerder der zweite Horst angelegt. Beide Siedel- und Sprachflächen bleiben bis in die Gegenwart nicht unversehrt. Außer verstreuten Gründungen entsteht in der Thorner Weichselniederung in demselben Jahrzehnt eine geschlossene Gruppe deutscher Dörfer. Ihr heutiger deutscher Besatz wird auf Erneuerung zu Beginn der Neuzeit, die einen Wechsel der Mundart zur Folge hatte, zurückgehen. Im Zuge der planvollen Flächensiedlung des Deutschen Ordens wird das siedlungsleere Waldgebiet der Elbinger Höhe mit Dörfern bedeckt. Besonders dieser Siedlungskern ist durch Binnenwanderung in die westliche und östliche Nachbarschaft wertvoll geworden. In denselben letzten Jahren des 13. Jahrhunderts bis ins erste Jahrzehnt des folgenden hinein kolonisieren im Norden seines Bistums der ermländische Bischof, südlich davon in der ihm zugewiesenen altpreußischen Landschaft Wewa sein Domkapitel.

Diese drei letztgenannten Siedlungskerne bilden noch heute innerhalb des Niederpreußischen besondere Mundartgebiete<sup>13)</sup>. Im ersten Jahrzehnt werden durch größere Siedelflächen die Lücken südlich des Elbinger Horstes bis ans Ermland geschlossen. Es ist das Gebiet des westlichen Zweiges des ostpreußischen Mitteldeutschen; das Oberländische. Der östliche Teil dieses Mitteldeutschen oder Hochpreußischen, das sog. Breslausche, wird vom zweiten Jahrzehnt an besiedelt. In diesen Strichen beginnt erst später planmäßige Gruppensiedlung. Östlich des Ermlandes setzt mit den dreißiger Jahren eine solche in flottem Vorschreiten ein.

Auf solche Weise wird Mitte des Jahrhunderts das Pregeltal erreicht. Nun bleibt der Zuzug deutscher Bauern aus den westlichen Ländern aus. Dort nehmen die wachsenden Städte den Bevölkerungsüberschuß des Landes in immer stärkerem Maße auf. In Ostpreußen ist die breite Grenzwildnis im Süden und im Osten noch unerschlossen geblieben. Im bisher mit jenen Horsten belegten Gebiet dehnen sich die deutschen Sprachflächen durch Binnensiedlung und Eindeutschung aus, bis nach dem Aussterben des Altpreußischen die letzten nichtdeutschen Sprachinseln in Natangen, der Landschaft südlich des unteren Pregels, und nördlich davon im Samland aufgesogen sind. Im Reformationszeitalter wird für diese Restinseln der lutherische Katechismus in jene beiden altpreußischen Mundarten übersetzt.

Die Wildnis wird vor allem seit dem 15. Jahrhundert vom Deutschen Orden, im Ermland von der dortigen Landesherrschaft durch Rodungssiedlungen erschlossen. Da deutsche Bauernsiedler in ausreichender Menge nicht

mehr zur Verfügung stehen, wandern über die Südgrenze und die Ostgrenze Nichtdeutsche ein. Aus Masovien im Süden und aus Litauen dauert der Einzug bis zum Beginn der Reformationszeit. Im Süden entsteht durch die Verschmelzung der Einwanderer mit den in der Wildnis verstreuten Altpreußen und Deutschen der Stamm der Masuren. Diese Landschaft wird mit ihren Bewohnern wie das Herzogtum Preußen 1525 protestantisch. Bis ins 19. Jahrhundert bleibt diese Landschaft entlegen und auch in bezug auf die Siedlung sich selbst überlassen. Die deutschen Mundartenflächen reichen geschlossen an das Masurische heran, nachdem Altpreußen und Deutsche sich sprachlich eingepaßt hatten. Die Städte Masurens sind von vornherein Einschlässe deutscher Hochsprache. Aus diesem sprachgeographischen Zustande erklärt sich die heutige deutschsprachige Entwicklung mit dem Zuge zur Hochsprache.

Im Unterschied zu dem Südrand ist die Siedel- und Sprachgeschichte des breiten Ostrand es außerordentlich bewegt und vielseitig<sup>14</sup>). Für die Züge nach Litauen legt der Deutsche Orden zur Vorbereitung des Durchmarsches durch die leere und breite Wildnis Wegeberichte an. Es sind 100 Stück davon erhalten. Vom Pregel- und Memeltal her fördert er die Besiedlung zunächst der Ränder der Wildnis. Nach dem Frieden mit Litauen von 1422 sickert über die Staatsgrenze litauische Einwanderung immer stärker in diese Wildnis ein. Wieder trennt das Jahr 1525 auch diese protestantisch gewordenen Siedler an der Grenze ab. In diesem Osten aber ist von vornherein deutsches Volkstum auch bei der ländlichen Siedlung derart beteiligt, daß hier östlich der Wildnis eine niederpreußische Sprachfläche entsteht. Sie wächst nach Westen. Die Naht zwischen diesem „Jungpreußischen“ und dem von Westen anmarschierenden älteren Niederpreußischen liegt heute als dickes Linienbündel innerhalb der niederdeutschen Großfläche im Zuge Kurisches Haff, Mauersee bei Lötzen. Mächtige Waldbezirke im Bereich dieses Linienstranges zeugen als Reste von jener einstigen Wildnis. Östlich von ihr sind nun im 18. Jahrhundert starke west- und süddeutsche Siedlergruppen hinzugekommen. Ihr sprachgeschichtliches Schicksal beschäftigt uns weiter unten. Wir wollten zunächst in großen Zügen die Leistungen der jeweiligen Landesherrschaft darstellen, die für die Sprachgeschichte des deutschen Nordostens grundlegend geworden sind. Jene Besiedlung des östlichen Ostpreußen ist Werk der preußischen Könige. Sie setzen in Altpreußen die Tätigkeit des Deutschen Ordens, in Westpreußen ebenfalls die des Ordens und dann Polens, im Netzebezirk und Posen Land diejenige Polens fort.

Litauen ist in Staat und Volk als letzte Fläche des Nordostens erst Ende des 14. Jahrhunderts christlich geworden. Die Ablehnung der Nachbarschaft mußte mit dem Deutschen Orden auch dessen Volkstum einschließen. In Groß-Litauen, d. i. das katholische Litauen außerhalb der alten Reichsgrenze, mithin östlich des Memelgebietes, ist das Deutschtum immer recht verstreut

und vereinzelt geblieben. Das Litauertum des Memelgebietes innerhalb der alten Reichsgrenze stammt erst aus der Zeit vom 15. Jahrhundert an. Bei der Besitznahme durch den Deutschen Orden war dies Gebiet altpreußisch besiedelt. Nur in den Städten Groß-Litauens findet sich das Deutschtum in einiger Dichtigkeit zusammen. Diese sind ja gewöhnlich sehr klein. Merkwürdigerweise haben sie auch heute nicht litauische Mehrheit, da dies Volk bis in die Gegenwart ausgesprochen ländlich geblieben war. So ist auch heute dies Staatsvolk in seinem Staate nicht städtisch<sup>15)</sup>.

Das Deutschtum Groß-Litauens hat seit der Gründung der Stadt Kowno 1280 im Bereich der Hansegeschichte, weniger aus der Nachbarschaft des Ordens eine lange Geschichte hinter sich. Politisch trat es nie hervor. Das Deutschtum bedeutete zu keiner Zeit ein mundartlich selbständiges Mittelstück zwischen Preußen und dem Baltikum. Im Mittelalter ist der Seeweg die übliche Verbindung zwischen Livland und dem Mutterlande, und zwar von Lübeck, nicht etwa Danzig oder Königsberg aus. In Kowno jedoch sind die Deutschen im städtischen Leben bis ins 19. Jahrhundert mit manchem Namen an führender Stelle zu beobachten. Deutsche Bauern und Landarbeiter sind zu der Gruppe der Kaufleute und Handwerker erst im 18. Jahrhundert in Litauen hinzugekommen, besonders im 19. Jahrhundert. Darunter gibt es manche Salzburger und Nassauer Familie. Die Bauern siedeln geschlossener im westlichen Grenzstreifen, lockerer bis zum Njemen in der Richtung auf Kowno zu. Die meisten von ihnen mögen in den Notjahren um 1820 über die nahe Grenze von Westen her gekommen sein, wie überhaupt die meisten Bauern- und Handwerkerfamilien aus dem östlichen Ostpreußen stammen.

Die Haussprache dieser Bauern und Kleinbürger ist darum das Niederdeutsche jener jungen Stammheimat. Die deutschen Großgrundbesitzer und Handwerker im Norden und Nordosten Litauens sind baltendeutscher Herkunft. Beide Zonen, die ostpreußische und die baltendeutsche, treffen sich in der Landeshauptstadt Kowno schon geographisch. Die Gesamtzahl der Deutschen wird auf 40—50000 geschätzt. Kurland hatte ähnlich viel Deutsche, aber von ganz anderer sozialer, politischer und kultureller Geltung. Jene sind von Ostpreußen und vom Baltikum her nahezu insgesamt protestantisch.

Die geistlichen Orden, die jene ersten deutsche Horste begründen, wandern im Auftrage der Landesherrschaft ein. Es sind vor allem Cisterzienser, Templer, Johanniter, Karthäuser, Praemonstratenser, Augustiner. Die in die Städte ziehenden Bettelorden, wie 1224 Dominikaner in Danzig, brauchen wir nicht weiter zu nennen. Keiner von diesen Orden hat dabei ein politisches Ziel. Die beiden Ritterorden unter ihnen haben auch keine militärische Aufgabe. Sie stehen im Dienste der sie rufenden Landesherrn. Sie sollen siedeln. Ihre eigene Absicht ist der Besitz, der ihnen die Geldmittel

für ihre geistlichen Aufgaben verschaffen soll. Sie kommen selber als Großkapitalisten. Die Landesfürsten wollen mit ihnen außer der eigenen kirchlichen Versorgung im Zuge der Zeit den Ausbau des Landes fördern. Darum geben sie ihnen gern Ödländereien. Eine militärische Aufgabe erhält im Baltikum der Deutsche Schwertbrüderorden, der eigens zu diesem Zwecke dort begründet wird. Eine entsprechende Aufgabe übernimmt der Deutsche Orden im Kulmer Land. Sie wird erweitert durch kirchlichen Auftrag zur Eroberung des ganzen Altpreußenlandes und nach Verschmelzung mit dem Schwertbrüderorden zur Vollendung einer gleichen im Baltikum.

Gewiß werden die Templer 1232 vom schlesischen Herzog an der Warthemündung in bedrohtes, jedenfalls von den Nachbarn umstrittenes Land gesetzt. Doch wird von ihm eine Kultivierung, sicherlich nicht eine militärische Leistung erwartet. Vor dem Preußenkampf wird wie jener andere Orden auch der Deutsche Ritterorden 1224 in einem solchen Grenzgürtel mit der Kolonisationsaufgabe betret. Das ist in der Gegend westlich der später entstehenden Stadt Deutsch-Krone. Auf ihn gehen Dorfnamen wie Hermannsdorf, jetzt Harmelsdorf, nach dem Hochmeister Hermann von Salza, und Preußendorf zurück<sup>16)</sup>.

Überhaupt werden auch in Polen solche in den dauernden Grenzkämpfen leerbleibenden oder gar wüstwerdenden Ränder gern mit deutschen Dörfern besetzt. Jener Strich um Deutsch-Krone geht nach einigen Jahrzehnten an die Askanier über, dann wieder an die Polen. In diesem Falle geht die Siedlung auf die askanische Herrschaft zurück, wieder einmal ein Beispiel, wie auch kurze Herrschaftszeiten in der Siedelgeschichte und für die Frage der Herkunft wesentlich sein können. Das Beispiel der Abrundung jenes Besitzes der Templer ist besonders reizvoll. In jenem Grenzgürtel sind Polen und Pommern in unsicherem Besitz. Nach der Einweisung durch den polnischen König schenkt der pommersche Herzog zwei Jahre später das Land Bahn und das dazwischenliegende Gebiet hinzu. Damit ist der Templerorden in einheitlichem Besitz der von Pommern und Polen dort umkämpften Grenzlandschaft.

Den Anfang deutscher Klostersiedlung im Nordosten macht Polen mit Lekno, 1153 vom Cisterzienserkloster Altenbergen bei Köln begründet. Dies Kloster bleibt wie die weiteren Männerklöster dieses Ordens in der Posener Landschaft deutschen Mönchen vorbehalten und nimmt polnische nur aus den Familien der Gründer und Wohltäter auf<sup>17)</sup>.

Das erste gleich mit kolonisatorischer Aufgabe betraute Kloster östlich der unteren Oder ist die Cisterziensergründung Kolbatz südöstlich Stettin 1173. Dort ist ein vorgeschobenes deutsches Dorf schon vorhanden, eine villa Teuthunorum. Von Kolbatz werden mehrere Tochterklöster nach Osten ausgegliedert, das erste wurde das berühmteste, es ist Oliva, bei Danzig in Pom-

merellen 1178 angelegt. An der Küste Pommerns westlich von Kolberg wird das Kloster Belbuck von Westfriesland her 1180 besetzt, es muß 1208 erneuert werden. Auch dies hat gleich in seinen Anfängen den Auftrag, deutsche Dörfer zu gründen, Oliva erst etwas später. Kolbatz und Belbuck haben bald deutsche Bauernsiedlung in großem Maßstabe betrieben. Der Cisterzienserorden selber ging erst 1208 nach einem grundsätzlichen Beschluß zur Ansetzung von Bauern über<sup>18)</sup>. 1198 erhalten die Johanniter die Gegend um Schöneck südlich von Danzig und richten dort eine Komturei ein. Ihr Besitz zeigt deutsche Siedlung, die im folgenden Jahrhundert von ihnen dort angesetzt sein wird. 1209 wird westlich Danzig das Praemonstratenserinnenkloster Zuckau begründet, die Gegend zeigt im Mittelalter Deutsche. Dies ist nicht um das Frauenkloster in Zarnowitz in der nördlichen Kaschubei erkennbar.

Die Johanniter sind schon lange vorher, in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts in Ostpommern ansässig geworden. Sie erhalten in der Burg Alt-Schlawa eine Wohnstätte. Zunächst kommt es dort noch nicht zur deutschen Dorfanlage. Es entsteht eine Komturei. Am Ende des Jahrhunderts erhalten sie bei Dirschau in Pommerellen jenen großen Siedelbezirk. 1229 werden sie weiter zurück im Westen Nachbarn der Kolbatzer Cisterzienser. Dort sollen auch sie Fremde, also Deutsche, *jure teutonico* ansiedeln. 1234 wird bei Krone a. d. Brahe im äußersten Norden Polens wieder ein Cisterzienserkloster angelegt, Bischewo. Zwei Jahre später erstet das Kloster Paradies desselben Ordens südlich der Warthemündung. Es wächst zum Mittelpunkt einer deutschen Gegend heran. Von da aus wird 1278 das Tochterkloster Filehne an der Netze gegründet. In der westlichen Neumark erwirbt Lehnin südlich der dortigen Stadt Königsberg einige Jahre vor der Gründung dieser Stadt Besitz. Auch Chorin und der Bischof von Brandenburg gehören zu den dortigen Kolonisatoren. In der Jahrhundertmitte entsteht im Lande Schlawa das Kloster Buckow, bald Mittelpunkt einer deutschen Landschaft. In Pommerellen wird ein solcher das ein Jahrzehnt später südlich von Dirschau angelegte Cisterzienserkloster Poguttken-Pelplin.

Die Aufzählung dieser für die deutsche Sprachgeschichte grundlegenden geistlichen Besitzungen, zu denen noch andere Orden und geistliche Vereinigungen genannt werden könnten<sup>19)</sup>, macht wieder die räumliche und zeitliche Streuung deutlich.

Diese Klöster brauchen nicht nur in ihrer Umgebung Siedelarbeit zu leisten. In weiter Entfernung erhalten sie Kolonisationsland zugewiesen. Die Templer erwerben 1286 recht weit von ihren bisherigen Besitzungen ein großes Gebiet zur weiteren Kolonisation. Sie gründen dort als städtischen Mittelpunkt Tempelburg. Als der Orden bald danach aufgelöst wird, beerben ihn die Johanniter oder die Landesfürsten. Die Gründungszeit jener geist-

lichen Besitzungen ist nicht jedesmal der Anfang ihrer deutschrechtlichen Dorfgründungen. Dies Recht wird ihnen jeweils von den einzelnen Fürsten zu verschiedener Zeit verliehen und weiterhin nicht immer gleich von ihnen in die Tat umgesetzt. Da ist die Geschichte der Herrscherhäuser ausschlaggebend. Der pommersche Fürst erwartet von Kolberg und Belbuck von vornherein deutsche Kolonisation, die auch alsbald erfolgt sein wird. Die pommerellischen Fürsten stehen zu dieser Frage ganz verschiedenartig: Deutsche Bauern anzusiedeln, erlaubt ausdrücklich in Pommerellen erst Sambor I. 1247, er hat eine Teillandschaft unter sich, die Dirschauer Gegend. Die Johanniterkomturei Schöneck und Stargard hat wohl bald dies Recht genutzt. Oliva bekommt es erst später. Der bis 1266 regierende mächtige Oberherr Pommerellens Swantopolk schätzt deutsche Kaufleute, hält aber ritterliche Vasallen vom Hofe und vom Besitz, und deutsche Bauern noch fern.

Die Landesgeschichte zeitigt in der Verleihung des deutschen Rechtes in der Dorfgründung den wichtigen Unterschied, daß Pommern und Polen von Anfang an den geistlichen Landbesitzern das Recht mitgeben und alsbaldige Ausführung erwarten, Pommerellen aber erst seit der Mitte des Jahrhunderts. So erhält das pommerellische Kloster Pelplin, das zunächst in Poguttken war, gleich nach seiner Begründung 1258 dies Recht. Eine Ausnutzung ist dann 1302 bezeugt, als es das Dorf Neukirch gründet.

Die Landesherrschaften betrauen mit der Ausführung der Siedlung außer jenen geistlichen Orden auch einzelne rittermäßige Großunternehmer. Auch diese werden zu diesem Zwecke im Neulande Großgrundbesitzer. Dieser Stand führt solche für das Wachsen und Entstehen größerer Sprachflächen grundlegenden Aufgaben durch Deutschsiedlung bis in den Westrand Altpreußens aus. In Polen sind es im ganzen zu allen Zeiten polnische Adlige. In Pommerellen hat der Adel erst in der Neuzeit diese Aufgabe übernommen, und zwar vom 16. Jahrhundert an. In erster Linie geht auf diesen Stand die Begründung dichter deutscher Dorfsiedlungen in Pommern und in der Neumark zurück. So bekommen 1257 die Grafen von Schwerin einen gewaltigen Bezirk für diesen Zweck östlich des großen geistlichen Siedlungsbereiches um Kolbatz zugewiesen. Andere Großgrundbesitzerfamilien mit solcher Leistung sind z. B. die Wedel, Liebenow, Goltz, Kleist, Glasenapp. Eine mundartlich zusammengehörige Gruppe der Dörfer der eigenartigen Bublitzer Mundartfläche ist nahezu ganz auf altem Glasenappschen Besitz gelegen<sup>20</sup>). Sie mag um 1340, als die Stadt Bublitz angelegt wurde, zugleich entstanden sein. An dieser Siedlungsleistung rittermäßiger Vasallen sind in Pommern und Neumark deutsche und deutschgewordene Adelsfamilien zugleich beteiligt.

Es ist in Ostpommern und Pommerellen zunächst nicht zu erkennen, daß die deutschen Städte Dörfer anlegen.

Sie brauchen nicht deutsche Sprachfläche über ländliche Nachbarschaft zu legen, sondern werden sogar öfters innerhalb solcher bäuerlichen Fläche erst nachträglich gegründet. Sie können ohne deutsche bäuerliche Umgebung bleiben. Der Deutsche Orden allerdings gründet Städte sichtlich als Mittelpunkt bäuerlicher Kolonisation, nicht nur im Rahmen der planvollen Siedlungen in Preußen rechts der Weichsel, sondern auch in Westpreußen, z. B. um Konitz und Tuchel. Die Städte selbst legen in nächster Nähe Stadtdörfer an, so Elbing, Danzig, Königsberg. Dieser Siedlungskreis bleibt in jedem Fall auf die allereingste Nähe beschränkt. Auch die Askanier siedeln in solchen Gemeinschaften von Stadt und Dorf an.

Die sprachliche Gliederung der Landschaft zwischen Oder und Weichsel ist das Ergebnis der Besiedlung mit deutschen Bauern und der von diesen ausgehenden Eindeutschung der nichtdeutschen Bauern und ihrer eigenen slawischen, altpreußischen oder litauischen Dienstleute. Die Kolonisation und anschließende Germanisation ist in Pommern von Westen nach Osten geschritten, in der Neumark, vor allem aber südlich von ihr im Posener Lande kommt sie auch aus der Südrichtung. Die Binnensiedlung ist in der Form von Tochttersiedlungen nach allen Richtungen, also auch rückläufig nach Westen vor sich gegangen. Die wichtigsten Nähte zwischen den Mundarten sind bis zur Neuzeit das Abschlußergebnis der Siedlung, der Eindeutschung, aber auch der Entdeutschung, in der Neuzeit der Neusiedlung und der Eindeutschung, zum geringsten Teile der Verschiebung von deutschen Mundartflächen. Außer Binnensiedlung ist auch die weiter laufende Neusiedlung aus dem Mutterlande in der Ostwestrichtung an der Ausfüllung der liegengebliebenen Lücken beteiligt. Der Ausgleich kann für die einzelnen Laut- und Wortformen, oder für die Wörter und ihre Sinngleichen über kleine Räume oder auch über das ganze Gebiet reichen, wie etwa der jetzt bis auf Reste durchgeführte Ausfall des *-n*. Wir möchten weder diesen Ausgleich noch die Verschiebung von Mundartflächen wie südwestlich von Danzig gegen das Hüttenpommersche um einige Kilometer oder das Verlegen der Westgrenze des Hochpreußischen nach Westen gleich Sprachströmung nennen. Der einigermaßen großräumige Ausgleich wird in unserm Nordosten durch Binnensiedlung und Eindeutschung verursacht.

Die deutsche Sprache hat also ihre Fläche nicht in zusammenhängender Bahn von Westen nach Osten eingenommen, sondern auf nahe und weite Entfernung zunächst Inseln gebildet. Und diese Horste können räumlich und zeitlich weit auseinander liegen. Sie reihen sich wiederum nicht etwa im Zeitablauf von Westen nach Osten oder von Süden nach Norden auf. Es sind bis an die ältere Westgrenze des Deutschordenslandes, bis an die Weichsel, zuerst geistliche Besitzungen. Damit wird der deutsche Bauer ins Land gerufen. Der ritterliche Vasall tritt im Raume bis zur Weichsel in den Dienst

von slawischen Fürsten, wird auch Gutsbesitzer. Er wird erst dann für die deutsche Sprachfläche wichtig, wenn er als Grundbesitzer deutsche Dörfer gründet, also deutsche Bauern holt. Das ist zunächst nicht üblich. Auch der Bürger in der Stadt kommt für die Eindeutschung der breiten Landschaft nicht entscheidend in Betracht, wohl aber kann er von der Entdeutschung betroffen werden. Diese Stände, der Geistliche, der Ritter und der Stadtbürger sind im überseeischen Siedlungsraum des deutschen Mittelalters, dem Baltenland, die alleinigen Träger der deutschen Sprache. Sie können nur persönliche, nicht landschaftliche Eindeutschung verursachen. Der deutsche Bauer des Mittelalters geht nicht über See, sondern zieht mit seinen Wagen und seinem Vieh auf dem Landwege bis nach Ostpreußen, das durch die litauische bis zum Meer querliegende Sperre vom livländischen Deutschordenslande die längste Zeit abgeriegelt bleibt.

Von den Siedelherren, sei es die Landesherrschaft oder deren Beauftragte wie geistliche Orden, ritterliche Vasallen und Städte, braucht das deutsche Recht nicht jedesmal deutschen Bauern verliehen zu werden. Es kann auch an Slawen, Altpreußen und später im Osten Ostpreußens an zuziehende Litauer gegeben werden. Z. B. im Deutschordenslande rechts der Weichsel kann auch ein Altpreuße nicht nur Gutsbesitzer, sondern auch Lokator, also Siedlungsunternehmer und daraufhin in dem von ihm angelegten Dorfe Schulze werden. Häufiger ist dies im Bistum Ermland der Fall. Solche Siedlungsträger stehen, wenigstens in Landschaften ohne gegensätzliche Stimmung, frühzeitig im Zuge der Eindeutschung.

Die Einladung an deutsche Siedler aus dem Westen ergeht in unsern Nordosten nicht immer je näher dem Westen um so eher. Also wieder ist die zeitliche Abstufung von Westen nach Osten nicht regelmäßig gestaffelt. Die Horstbildung mit ihrer immer wieder auch nach Westen gerichteten Abfolge, und der Einstrom von Siedlern, der mal weit nach Osten reichen, dann wieder zwischendurch näher dem Westen anhalten kann, klären die Frage der Entstehung und der heutigen Ausformung der Sprachlandschaft. Dazu kommt drittens die Binnensiedlung mit ihrer auch nach Westen gerichteten Bahn und viertens die Eindeutschung, die die zwischendurch im Westen liegegebliebenen Horste Nichtdeutscher erfaßt. Denken wir noch an die weiträumige Entdeutschung, so machen alle diese Wachstumsgebilde einschließlich der Aufhebung und des Schwundes der deutschen Sprachfläche das heutige bunte sprach- und mundartgeographische Bild aus. Die zwischen den deutschen Einschlüssen gelegenen Zwischenräume sind ihrerseits zunächst sehr groß. Sie werden beim Wachsen der deutschen Horste immer kleiner werdende Einschlüsse.

Die Mundartlandschaft hat also in ihrer Raumaufteilung eine ganz andere Gestaltungsgeschichte als die Landschaften Westdeutschlands. Die



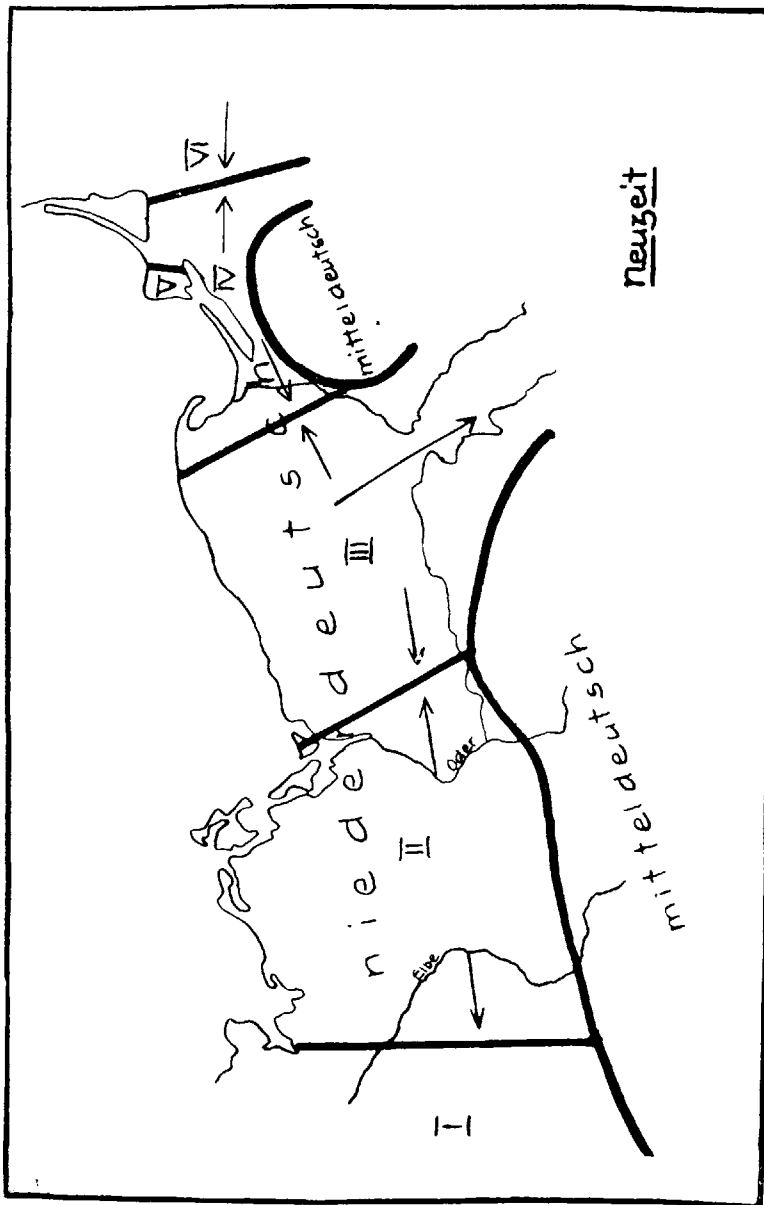
nordostdeutsche Sprachlandschaft wird nicht wesentlich von Landesgrenzen aufgeteilt, die dort im Westen als erst lange nach der Landnahme wirksame Verkehrsschranken grundlegende Bedeutung haben. Deutsche Mundarten reichen sogar über Staatsgrenzen hinüber. Der pommersche Herzog holte deutsche Siedler, der polnische König, der pommersche Herzog, der schlesische Herzog (für die Warthemündung), die brandenburgischen Markgrafen für die Neumark. Aus derselben deutschen Heimat kann sie auch der Deutsche Orden holen. Wohl aber wirken Landesgrenzen als Voraussetzung, indem sie Räume absperren, in die die Landesherrschaft Siedlerströme hineinläßt. Da ist aber keine Verkehrsgrenze schuld, die den Verkehr nach der Landnahme der Siedler zwischen deutschen Mundartträgern erschwert. Also ist dort der für den Großkolonisor jeweils verfügbare Raum ausgegangen. Oft genug überschreiten die Siedlerscharen die politischen Schranken. Sind sonst irgendwo mal solche benachbarten Räume ohne Staatsgrenze verbraucht, so entsteht eine Naht in der Sprachlandschaft ohne Staatsgrenze.

In Westdeutschland gibt es genug Grenzen zwischen Landesherrschaften, da man ineinemfort auf solche stößt. In unserm Osten gibt es weit und breit keine solchen, und da kann man jene unpolitischen Mundartgrenzen frei von allen politischen Einschnitten auf der weiten Ebene überall treffen. Die Landesgeschichte wirkt sich auf die Zusammensetzung der deutschen Sprachfläche auch manchmal stark grundstürzend aus, das ist in Westpreußen der Fall.

Das Land zwischen Oder und Weichsel ist also von den deutschen Einwanderern nicht aufgerollt worden, sondern mit bäuerlichen Horsten, von geistlicher und dann von rittermäßiger Herrschaft angelegt, überstreut worden. In solcher Streulage können kleinere Horste verschwinden, sobald das umgebende nichtdeutsche Volkstum sich nicht eindeutschen will. Es kann die Eindeutschung, sobald es den Willen dazu hat, im Mittelalter nur durch Erlernung der deutschen Sprache von bäuerlichen Nachbarn erreichen. Darum sprechen die Altpreußen auf niederdeutschem Boden nach ihrer Eindeutschung niederdeutsch und nicht die Sprache der Bürger oder des Adels. Der Dienst beim Gutsbesitzer oder in der Stadt ermöglicht immer nur einzelnen Sprachträgern solchen Übergang, und von den Behörden, etwa der Landesherrschaft, wird die Sprache nicht weitergereicht. Der slawische Adel Pommerns westlich der Oder ging, als die Fürsten in den 1230er Jahren deutsche Hofbeamten zu bevorzugen begannen und sie dann in Lehnsdienst nahmen und ansässig machten, über die Oder nach Osten. Auch auf den Inseln Usedom und Wollin rücken die slawischen Adligen dicht zusammen. Der Adel wurde deutschsprachig, ohne daß eine, im Groll über die Bevorzugung der Deutschen, versuchte Auflehnung gemeldet wird wie in Masowien. Er beteiligt sich dann ebenfalls ausgiebig an der Ansiedlung deutscher Bauern.



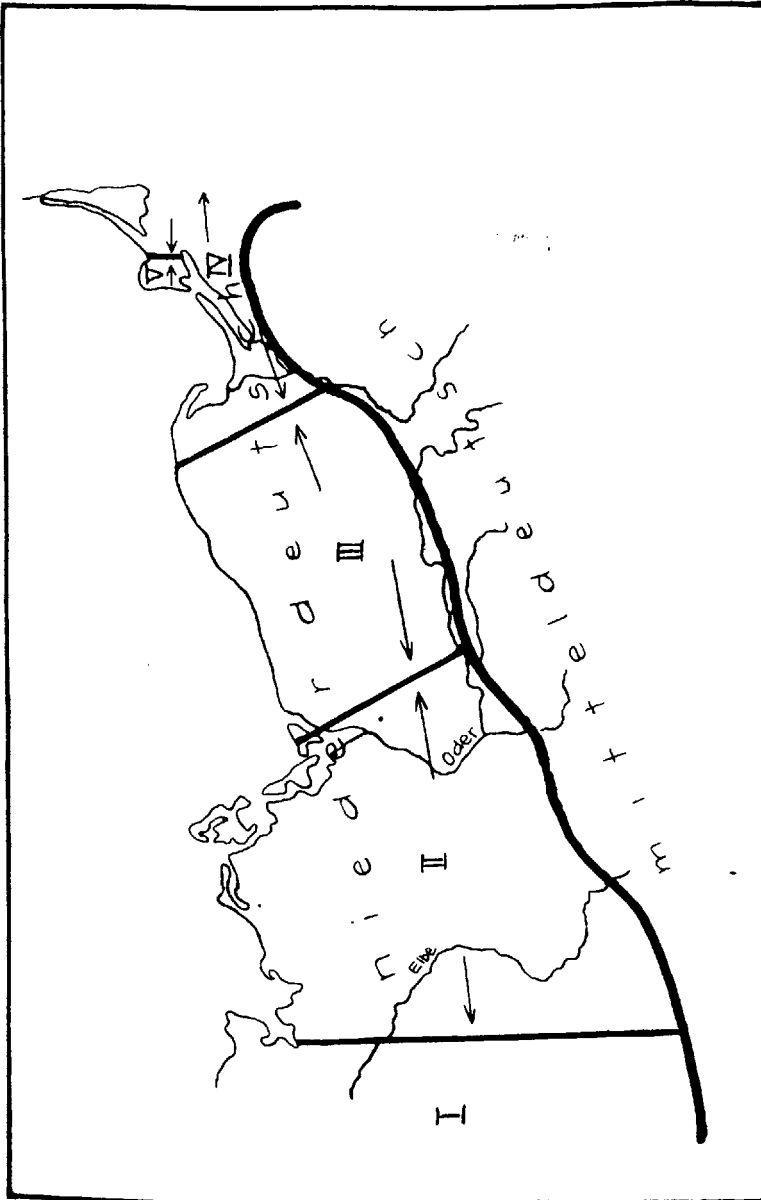
Das Zusammenwachsen der in der Folgezeit durch Binnensiedlung oder von auswärts an Zahl vermehrten Horste erzeugt Nähte, die wir in denjenigen



Karte 1: Mundartgliederung der Neuzeit.

Mundartgrenzen vermuten müssen, die als starke Stränge das Land durchziehen. Über diese, in sich zahlreiche Einzelgrenzen vereinigenden, Mundartgrenzen breiten sich in einem Durcheinander dünnere, wenige oder nur eine

Erscheinung umspannende Linien aus. An jenen tieferen Grenzgräben wissen die Leute von den zahlreichen Unterschieden hier und drüben, dort fängt



Karte 2: Siedlung und Sprachbewegung des Mittelalters.

eine andere Mundart an. Ein dichtes Bündel von Grenzlinien läuft z. B. zwischen Stolp und der Lauenburger Landschaft. Auf jenem Gürtel an der Leba, zwischen Lauenburg und Stolp liegt eine alte Staatsgrenze seit dem

Anfang des 14. Jahrhunderts. 1657 ist dann Lauenburg wieder zu Brandenburg gekommen. Da braucht die Staatsgrenze als solche im Verkehr nicht gewirkt zu haben. Wohl aber trennt tatsächlich die Staatlichkeit vor allem Verkehr in der Weise, daß die Stolper Gegend von pommerschen Grundherren im Namen der pommerschen Landesherrschaft, die Lauenburger Gegend vom Deutschen Orden besiedelt wurden. Die Stadt ist 1341 als Mittelpunkt einer Gruppe von deutschrechtlichen Dörfern gegründet worden. Nach Ausweis der Mundart holt sich der Deutsche Orden Siedler wohl aus Preußen, also setzt er die Westrichtung fort. Eine bloße Sprachströmung ist von Danzig aus nach dorthin über einen slawischen Streifen als viel zu schwach einzuschätzen. Außerdem trennte diese Staatsgrenze zwischen Pommern und Preußen schon im Mittelalter viel zu wenig, sagen wir verkehrstechnisch garnicht. Der Handelsverkehr zu Lande von Stolp nach Danzig ging auf einer einzigen Straße, die noch heute in der Hügellandschaft wie eine Paßstraße aussieht, über Lauenburg. Da ist keine Verkehrsgrenze für die Mundartgrenzgürtel, die sogar von jener Straße überquert werden, anzusetzen, sondern eine Siedlungsgrenze. Die alten und neuen Kleinherrschaftsgrenzen, die Kirchspielgrenzen, am wenigsten in der weiten Ebene Naturgrenzen, auch nicht weite, öde Wälder vermögen im Bilde der Sprachlandschaft uns irgendwo zwischen Oder und Weichsel eine Erklärung des Linienverlaufs zu geben. Und doch spricht die Staatsgrenze an jener einen Stelle wesentlich mit, nur hat sie nicht eine Einheit zerschnitten, sondern nie zugelassen. Im östlichen Ostpreußen trennte eine breite, lange Zeit leergelassene Waldwildnis das Siedlungsland des Deutschen Ordens von den Litauern. Da liegen Massen von Linien in einem Bündel beisammen, aber der Wald trennte zwei deutsche Siedlungsgebiete verschiedener Besetzung, indem von Osten und von Westen dort diese zwei Bezirke zusammenwuchsen, nicht etwa von Westen her der Grenzgürtel kontinuierlich aufgerollt und überschritten wurde. Die Siedlung von Süden, von Ostmitteldeutschland her, hätte auch den Graben der sumpfigen Netzeniederung genommen oder durchschritten. Doch erreichte die deutsche Siedlung die zum Teil weit nördlicher laufende polnische Grenze nicht, weil der Raum zu groß war, als daß die mitteldeutschen Auswanderer ihn sofort ausfüllen konnten. Polen holte sich seine deutschen Siedler im allgemeinen aus Ostmitteldeutschland, Schlesien eingeschlossen. Diese zogen aber bis ins Ordensland, so auch die Niederdeutschen. Die später zu Polen kommende Gegend von Deutsch-Krone ist in askanischer Zeit besiedelt. Als Lokatorenfamilien ragen dabei zwei niederdeutsche hervor, die Schöning und die Liebental<sup>21)</sup>. Wären die Niederdeutschen bis südlich der Warthemündung gekommen, so wäre das Land noch heute niederdeutsch. Aber die Dialektgeographie denkt doch bei dem Ausdruck Verkehrsgrenze an eine Schranke in einem einst einheitlichen

Sprachgebiet, das zerlegt wird, und in dem auch neuere Sprachmoden an solchen Barrieren zum Stehen kommen können.

Hätte die Landesherrschaft, in diesem Falle die polnische, jene Siedlergruppe von Südwesten her hundert Meilen vorher angehalten, wenn sie von Nordwesten her bis dahin Niederdeutsche hätte einsetzen können, so wäre jene Sprachgrenze im Innern des Landes und zwar bis heute liegengeblieben. Es stand da nur ein Siedlerstrom zur Verfügung. Aber ein Ausmünden mitten im Lande ereignete sich im Deutschordensland. Da stoppt der mitteldeutsche Strom hinter Heilsberg ab, die Siedlermenge findet am Wege bis dahin Platz genug, sie setzt sich und breitet sich nicht in der Stoßrichtung, sondern seitlich und gar in entgegengesetzter Richtung aus. Von Nordwesten her legt sich eine niederdeutsche Horstgruppe quer, aber ohne Hindernis zu sein. Es bleibt altpreußisches Volkstum auch dort dazwischen, bis es von hüben und drüben aufgenommen wird. Da liegt die Grenze, und an dieser wird der Sprachforscher von der Berechtigung des Ausdruckes Mundartgrenze unweigerlich überzeugt, mitten im Lande des Deutschen Ordens und des ermländischen Bischofs, die beide einen niederdeutschen und zugleich einen mitteldeutschen Strom hereinleiteten.

Das Land Küstrin hätte sehr wohl mitteldeutsch werden können. 1234 wird es mit einem großen Teil der Neumark von Großpolen getrennt und kommt unter die Herrschaft der Herzöge von Schlesien und Krakau. Aber einige Jahre vorher war dies bis dahin unsichere Gebiet von Polen an die Templer gegeben worden, 1234 schenkt ihnen der pommersche Herzog das nördlich benachbarte Land Bahn. Die Templer richten diesen ganzen Besitz ein, kolonisieren es also.

So ergibt sich die Aufteilung der niederdeutschen Mundartfläche des Nordostens bis Preußen für das Mittelalter durch die drei nordsüdlaufenden Einschnitte 1. Swinemünde—Landsberg, 2. Lebasee—Straßburg i. W., 3. Kurisches Haff—Masurische Seen<sup>22)</sup>, 4. ein weniger wichtiger zwischen West- und Ostsamland als Ergebnis des Zusammenschlusses je einer östlich und je einer westlich gerichteten Siedlungs- und Eindeutschungsfläche.

Die bewegende Kraft, die von West und von Ost gegeneinander zur Abgrenzung strebt, ist nirgends von einem städtischen Mittelpunkt getragen oder ausgegangen. Unsere Sprachlandschaften kennen die westdeutsche Bevormundung durch die Stadt nicht. Sie geht auch nicht von den Gutsbesitzern aus, sondern von großen Gruppen von Bauerndörfern, die jeweils in Gutsgegenden eingelagert sind.

Die entsprechende Grenze zwischen Alt- und Neustämmen Lübeck—Harz ist nach solchen deutlicheren Beispielen des Ostens als so entstanden zu denken, daß sich der Zusammenschluß von Ost nach West vollzieht, das Neuland schließt auf die alte vor der Ostwanderung bestehende deutsche

Grenze auf. Die neue Siedlung setzt wieder nicht unmittelbar an das Altland an, sondern hat Horste weiter weg nach Osten gelegt. Diese wachsen nun zusammen und in rückläufiger Richtung auf den Ausmarschwegen der ersten Wanderer nach Westen. Ob durch Binnensiedlung oder etwa durch Eindeutschung, die Wirkung bleibt die gleiche. In der Sachvolkskunde ist dementsprechend die Nachbarschaft zweier Hausarten an solchen Nähten ebenso zu erklären. An unserer Grenze zwischen I und II treffen sich zwei Arten, westliche Flettdiele, östliche Durchgangsdiele des niedersächsischen Hauses<sup>23)</sup>. An der Ostgrenze des niederdeutschen Nordteiles Ermlands<sup>24)</sup> hört heute das niederdeutsche Haus auf. Dabei setzt sich aber niederdeutsches Sprachgebiet über eine Mundartgrenze hinweg weiter nach Osten fort. Bei unmittelbarer Weiterwanderung in die Nachbarschaft ist eine solche Naht auf der Volkskundekarte kaum zu begründen, wohl aber aus dem siedlungsgeschichtlich deutlichen Zusammenwachsen nach Westen zu, aus weiter östlich gelegenen Horsten her.

Die Sprache dieses zwischen Elbe und Oder liegenden Neulandes ist niederdeutsch in allen Schichten. Die Endungen des Zeitwortes, das Merkmal jener Grenze Lübeck—Harz, sind in diesem Gebiet die der Verkehrssprache, des Adels und des Bauern.

Das niedersächsische Stammland<sup>25)</sup> behält seine feste Ostgrenze, auf die die Horstgruppe II durch Binnensiedler und eingedeutschte Slawen aufschließt. Der erste Abschnitt liegt in der Altmark, der letzte Vorgang ist die Aufnahme des Wendlandes in die Gruppe II, in Mecklenburg wird zuletzt der Südwesten, die Jabelheide, einbezogen. Abgeschlossen ist dieser Vorgang erst in der Neuzeit. Das Havelland wird eher deutsch besiedelt als die westlichere, also den Stammländern näher gelegene, Altmark<sup>26)</sup>. Der Kern III dehnt sich nach Erlöschen der bäuerlichen Siedlung des Mittelalters in der Neuzeit nach Süden aus und spaltet den mitteldeutschen Streifen auf. Der Grenzstreifen zwischen III und IV wird in seinem Nordabschnitt im Mittelalter begründet und liegt auf der Grenze der Siedlungsräume des Deutschen Ordens von der Weichselmündung her bis Lauenburg und der pommerschen Herzöge von Stolp her. In seinem Südabschnitt entsteht der Grenzgürtel zwischen III und IV in der Neuzeit vom 16. Jahrhundert an. Die Grenze zwischen II und III verlängert sich in derselben Siedlungszeit in die Warthe- und Netzeniederung hinein. Die Aufteilung von Samland vollendet sich in der frühen Neuzeit, das Linienbündel vom Kurischen Haff nach Süden entsteht wieder durch entgegengesetzt gerichtete Bewegung in der Neuzeit, vor allem im 17. und 18. Jahrhundert. Da bildet sich der Raum VI.

Die größten und dichtesten, für die deutsche Sprachgeschichte des bäuerlichen Nordosten grundlegenden Horste sind in unbesiedeltem Gebiet

als geschlossene Gruppen von Dörfern angelegt. Andere umschließen geistliche Mittelpunkte, indem die Wüstungen besetzt, slawische Dörfer neubesiedelt werden oder mit mehr oder weniger starker Beibehaltung des Bauernbestandes das deutsche Recht erhalten. Die Anlage von Horsten in bisher leerem Raume bringt am ehesten deutschen Bauernbesatz von Westen ins Land.

Diese Art von Siedlungskernen ist vor allem im Deutschordenslande urkundlich besonders deutlich zu beobachten. So ist die Waldhügellandschaft nordöstlich von Elbing ein solcher Bezirk auf Rodeland, auf dem eine stattliche Dorfgruppe von 1299 an entsteht. Es ist dies der erste niederdeutsche Kern östlich der Weichsel. Im Weichsel-Delta, das mit seinem fruchtbaren Boden erst nach der Eindeichung in breiter Fläche bewohnbar wird, beginnt in den 1320er Jahren eine großzügige Dorfgründung. Die Grenzen des mittelalterlichen Staats sind wie heute in Südamerika breite unbewohnte Waldwildnisse. Es ist oft Niemandsland, das von den Fürsten hüben und drüben gern an deutsche Großunternehmer vergeben wird. Das erste Beispiel solcher Vergabung strittigen Grenzlandes ist jenes Geschenk, das die Templer von polnischer Seite mit dem Lande Küstrin, von pommerscher Seite zwei Jahre darauf mit dem benachbarten Lande Bahn erhalten. Eine zeitlich und räumlich geschlossene Besiedlung einer großen Waldwildnis, wie sie sich im vollen Licht der Gründungsdaten der Dörfer und der uns hier weniger angehenden Güter vollzieht, ist die Erschließung der Gebiete von Tuchel, Konitz, Schlochau bis Pr. Friedland.

Das sprachgeschichtliche Schicksal der großen Grenzwildnisse unseres Raumes ist verschieden. Im Osten Ostpreußens liegt sie nunmehr in niederdeutscher Großfläche. Diese wird gerade durch das in der Wildnis nordsüdlaufende Bündel aufgeteilt. Im Süden ist die Wildnis von den Masuren durchsiedelt, den Nordrand bedeckt dort das benachbarte Hoch- und Niederpreußische. Die entscheidende Wanderbewegung in diese Wildnis im Osten und Süden Ostpreußens fällt ins 15. Jahrhundert. Die Netzeniederung bleibt im ganzen bis ins 16. Jahrhundert von geschlossener Dorfsiedlung frei. Die Polonisierung des bis dorthin reichenden Kaschubischen hatte die Niederung vorher in der Nordrichtung überschritten. Aus Pommern und der Neumark wird vom 16. Jahrhundert an starke deutsche Siedlung dorthin gelenkt. In diesem alten Grenzzug liegt kein deutschmundartliches Grenzbündel. Die Mundart hat die Siedlungsfurche mit der neuzeitlichen Siedlung überbrückt.

Die Binnensiedlung durch Deutsche innerhalb des Ostraumes ist überall möglich. Die einzelnen Horste füllen sich durch Tochttersiedlungen aus den älteren Dörfern auf. Wir können mehrmals erkennen, daß aus diesen ersten Dörfern Siedlungsunternehmer, Lokatoren, ausgehen und in der Nachbarschaft neue Dörfer anlegen. Den Bauernbesatz können sie aus der jüngeren

Generation jener Kerngruppen holen. Dazu ist immer neuer Zuschub aus den westlichen Landschaften möglich, aus denen vor ein, zwei Generationen die ersten Siedler kamen.

Aus sprachlichen Anzeichen wird Binnensiedlung größeren Ausmaßes an mehreren Stellen erkennbar<sup>27)</sup>. Das östliche Ostpreußen stimmt in manchen Merkmalen seiner Sprache zu der der Elbinger Landschaft. Es müssen gerade von dort niederpreußisch sprechende Bauern zum Retablisement, also zur Wiederbesiedlung des durch die Pest wüstgewordenen Ostens, geholt worden sein. Mit ihnen fanden Westmitteldeutsche und Süddeutsche eine neue Heimat.

In Westpreußen ist eine größere Binnensiedelfläche seit dem 16. Jahrhundert außer auf den Weichsel-Wertern in der sog. Hüttengegend südwestlich von Danzig entstanden. Dort liegen beisammen oder verstreut Rodungsdörfer, die mit Köhlerei anfangen und sich damit Weideflächen und Ackerland gewannen. Die Ortsnamenendung -hütte ist dabei die üblichste geworden. Der gewerbliche Zweck war die Herstellung von (Hütten-)Kohle und Pottasche. Im 18. Jahrhundert findet man auf den Flurkarten die Umbildung Hütung, wie aus Holländerei Hauland in volksetymologischer Umbildung geworden war. Im Polnischen erscheint dafür auch Rumunki „Räumung“. Die Beheimatung führte in die Gegend von Labes in Ostpommern zurück.

Überhaupt ist der gewaltige Vorbruch des Niederdeutschen auf ehemaligem im Polnischen eingelagerten Mitteldeutsch (Karte 2) aus dem weiten Bereich des Ostpommerschen und Neumärkischen herzuleiten. In die polnischen Gebiete strömen Massen neumärkischer und pommerscher Bauern<sup>28)</sup>.



## II. Niedersächsisch.

### 1. Die Frage nach der Stammheimat.

Erst drei Jahrhunderte nach dem Einzug der niederdeutschen Siedler begann sich die Wissenschaft um ihre Sprache zu kümmern. In diesem Zeitraum, während stiller und gewaltiger Umwälzungen politischer und volkstumsgeschichtlicher Art hat sie möglicherweise starke Wandlungen durchgemacht. Vor unseren Augen verlegen sich Mundartgrenzen oder verschwinden mundartliche Inseln durch Ausgleich. Im weiten baltischen Osten und im Westen in Pommern ist die Schriftsprache ebenfalls niederdeutsch gewesen.

Hier haben wir zunächst die Geltung der Schriftsprache und gegebenenfalls ihre Einwirkung auf die Mundart zu erwägen. Die breite Mitte unseres Gebietes hat, soweit das Deutschordensland reicht, im wesentlichen ostmitteldeutsche Schriftsprache. Die führenden Hansestädte Danzig und Elbing verwenden daneben die mittelniederdeutsche Schriftsprache. Es ist die Hansesprache. Danzig<sup>29)</sup> hat das Niederdeutsche für sich selbst bevorzugt und im hansischen Verkehr, zuletzt noch mit den Niederlanden bis 1563 nur niederdeutsch geschrieben. An den Orden schrieb es zu allen Zeiten mitteldeutsch. Im inneren Gebrauch konnte sogar derselbe Text sowohl nieder- wie mitteldeutsche Formen enthalten. Wenn in Breslau<sup>30)</sup> ein Danziger sogar eine Zeitlang (1391—1400) alleiniger Kanzleivorsteher ist, so ist für ihn das Mitteldeutsche vorauszusetzen. Gewöhnlich war für die Wahl der Sprache der Empfänger des Briefes maßgebend. Zum niederdeutschen Bereich gehört auch der skandinavische Norden, niedersächsisch wurde von Danzig aus auch nach Holland und Flandern geschrieben. Die Entwürfe von Schreiben, die für hochdeutsche Empfänger bestimmt sind, können in niederdeutscher Sprache erhalten sein. Schon im 15. Jahrhundert gehen aber auch an niederdeutsche Empfänger hochdeutsche Briefe, so 1432 an die Herzöge von Pommern, bald auch an nordische Stellen. Das Elbinger Kämmereibuch<sup>31)</sup> enthält 1404—1414 niederdeutsche, mitteldeutsche und aus beiden gemischte Eintragungen, z. B. *vor 3 slosle und alde slote to vorbeteren*, 'Schlüssel' also hochdeutsch, 'Schloss' niederdeutsch. Mitteldeutsche Rechnungen beginnen mehrmals mit dem Jahresanfang. Der Stadtschreiber wird die von dem einzelnen Beamten in verschiedener Schriftsprache eingereichten Vorlagen übernommen haben. Gelegentlich hat

er sie ins Mitteldeutsche umgesetzt. Die Mischung im selben Text geht sicherlich auf ihn zurück. Die Rechnungen werden im Original in sich einheitlich gewesen sein. Der Stadtschreiber verhochdeutschte dann willkürlich. Außer Danzig und Elbing gehören auch Kulm, Thorn, Königsberg und Braunsberg zur Hanse. Sie schreiben trotzdem mitteldeutsch. Aus Königsberg gibt es einige Privatschreiben und hansische Urkunden mit Niederdeutsch, eine Urkunde an Reval<sup>32)</sup> ist stark niederdeutsch, wohl in Anlehnung an eine von Reval eingegangene Anfrage. Unter den ersten Bürgern sind einzelne Niederfranken und Niedersachsen am Namen kenntlich. Die wenigen niederdeutschen Schreiben<sup>33)</sup> brauchen nicht von Altheimischen zu stammen. Wenn einem Königsberger Kaufmann das Niederdeutsche sichtlich gewohnter und bequemer ist, so kann er vor einer Weile eingewandert sein. Die Masse des Schrifttums ist in allen beteiligten Kreisen das Mitteldeutsche. Bei Kulm und Thorn stimmt die mitteldeutsche Schriftsprache zur sprachgeographischen Lage im Mittelalter, also zur bäuerlichen Umgebung, wie wir weiter unten ausführen wollen. Unter allen Städten ist Königsberg im stärksten Grade Stadt des Deutschen Ordens, jedoch erst seit 1466 seine Hauptstadt. Und doch wären für niederdeutsche Schriftsprache Raum und Gelegenheit genug gewesen. Der niederdeutsche Anteil unter den Bürgern wird eben nicht erheblich gewesen sein. Die Umgebung wird von Süden her durch Binnensiedlung und Eindeutschung, der Norden durch letztere niederdeutsch. Zur mitteldeutschen Sprache Königsberg stimmt auch die Tatsache, daß das so stark mittelniederdeutsche Danzig dorthin immer mitteldeutsch schreibt.

Braunsberg bleibt eine kleine Landstadt, auch in der Hanse. Die Schriftsprache ist die mitteldeutsche, das Land ringsum ist immer niederdeutsch. Wieder erscheinen unter den Bürgernamen neben mitteldeutschen auch einige niederdeutsche. Als das Haupt der preußischen Hansestädte betreute übrigens Danzig dauernd von sich aus die gemeinsamen hansischen Angelegenheiten, so daß die anderen Städte wenig Gelegenheit hatten, sich an diesem Kreis der mittelniederdeutschen Schriftsprache zu beteiligen. — Auf diese, mindestens auf einen nur das Hochdeutsche gewohnten Schreiber der ganzen Gruppe gehen dann einzelne hochdeutsche Briefe der preußischen Sendeboten an Lübeck zurück, z. B. 1396 (Mecklenburgisches Urkundenbuch Nr. 12910). Deutlicher wird dies durch hochdeutsche Schreiben derselben an Danzig aus demselben Jahre (Nr. 12946). Eine Urkunde aus Braunsberg von ungefähr 1400 ist niederdeutsch<sup>34)</sup>. Sie ist an Reval gerichtet und liegt noch heute dort. Von Privatschreiben ist ein gut mittelniederdeutscher Brief von 1502 aus der Umgegend<sup>35)</sup> bekannt geworden. Jenes Schreiben von 1400 kann möglicherweise eine Empfängerurkunde sein, also im Bereich der niederdeutschen Schriftsprache Livlands abgefaßt sein.

Als Umgangs- und Verkehrssprache setzen wir auch in Thorn und Elbing im Mittelalter das Ostmitteldeutsche an. Thorn liegt heute in niederdeutscher Umgegend. Diese heutige Mundart ist aus dem seit dem 16. Jahrhundert einwandernden Ostpommerschen herzuleiten. Elbing liegt am Nordrande des Hochpreußischen, spricht heute auch keine Mundart, außer einer jungen hochpreußischen Arbeiterkolonie. In Thorn ist die Schriftsprache die ostmitteldeutsche. Die Herkunft der Bürger von Thorn<sup>36)</sup> ergibt nach der Untersuchung der Familiennamen, in denen Länder- oder Ortsherkunft deutlich wird, daß zuerst Ostmitteldeutsche aus der Niederlausitz, Niederschlesien und Posen-Land einwandern. Seit Anfang des 14. Jahrhunderts erscheinen zahlreiche westfälische Namen. 1389 bestand noch ein besonderes Vorrecht für einwandernde Westfalen, sie brauchten keinen Geburtsbrief vorzuweisen. Die westdeutschen Namen sind vorzugsweise von Dörfern hergeleitet, besonders zahlreich ist die Grafschaft Mark und Umgebung vertreten. Eine zweite Namensgruppe weist nach Mitteldeutschland, Schlesien und Thüringen. Diese Familiennamen sind hauptsächlich nach Städten gebildet. Es mögen eher Handwerker als die in jener westdeutschen Gruppe vertretenen Kaufleute sein. Um 1400 überwiegen im Rat jedenfalls die Westfalen. In der Mischung von westniederdeutscher und mitteldeutscher Bürgerschaft ist, auch wenn die erstere stärker war, das verkehrssprachliche Ergebnis schon wegen der mitteldeutschen Sprache der Landesherrschaft, des Deutschen Ordens, klar. Es kann nur die mitteldeutsche sein, wie sie überhaupt auch die des ländlichen Deutschtums der Umgebung, des Kulmer Landes, gewesen sein muß. Elbing lag seit der deutschen Bauerneinwanderung und der durch diese besorgten Eindeutschung der Altpreußen auf der Naht zwischen Hochpreußisch und Niederpreußisch. Die Zusammensetzung seiner mittelalterlichen Bürgerschaft<sup>37)</sup> ist der von Thorn ganz ähnlich. Der untersuchte Zeitraum umfaßt das erste Jahrhundert. Erst während dessen zweiter Hälfte zieht der deutsche Bauer in die umliegende Landschaft. Wieder ist die größte Gruppe der landschaftlich zu beheimatenden Familiennamen westfälisch. Dies Übergewicht zeigt gleich die Anfangszeit, während die alte Meinung von der Gründung durch Lübecker nicht wahrscheinlich ist<sup>38)</sup>. Bürger aus Westfalen und Dortmund werden jedoch über den Auswandererhafen Lübeck nach Preußen ausgewandert sein. Jedenfalls tritt Lübeck mit seiner weiten Umgebung unter den Namensgleichungen zurück. Wieder ergibt die Gegend von Arnberg die größte Zahl beim Vergleich der Elbinger Namen. Auch hier ist das westlich angrenzende Rheinland zu nennen. Mitteldeutschland ist weniger als bei der Thorner Einwanderung beteiligt. Eine Entscheidung der Frage, welches die Umgangssprache der Städter im Mittelalter gewesen sein mag, ist hier schon schwieriger. Die Randlage im Hochpreußischen wiegt weniger als der für eine Hansestadt

des niederdeutschen Küstenstriches auffallend spärliche Gebrauch der niederdeutschen Schriftsprache. Elbing ist außerdem wichtiger Komtureisitz des Deutschen Ordens, und dieser spricht und schreibt in Preußen nur mitteldeutsch.

Die erste Schicht der Bürger in Dirschau, das vom pommerellischen Herzog um 1260 als deutsche Stadt eingerichtet wird, zeigt niedersächsische Namen. Der Name des führenden Mannes in der 1299 gleichfalls in Pommerellen gelegenen deutschen Stadt Neuenburg weist nach Bremen<sup>41</sup>).

Hela zeigt in seinem Schreibverkehr den Gebrauch des Niederdeutschen und des Hochdeutschen nebeneinander. Eine Durchsicht der von dort stammenden Schriftstücke im Danziger Staatsarchiv, weiterhin der wenigen gedruckten Urkunden ergab folgendes Bild. Gewöhnlich schreibt Hela auch an Danzig mitteldeutsch. Das Niederdeutsche wird zwischendurch im auswärtigen Schriftverkehr seit der ältesten erhaltenen deutschen Urkunde von 1393 (an Lübeck, Hans. U.-B. V Nr. 135) sparsamer verwendet. Zu innerem Gebrauch scheint es aber bevorzugt zu sein. Die Eidformeln für die Bürger sind niederdeutsch (1545, 1583), die Zinsbücher von 1526—1554 ebenfalls. Eine Abschrift der Privilegien für Hela 1552 ist hochdeutsch, wie schon die Abschrift der Handfeste, also der Gründungsurkunde 1527. Die Willkür, also die Urkunde der Stadtverfassung ist aber, wie eine Vorlage aus der Zeit vor 1454, noch 1583 niederdeutsch. Dies Jahr bedeutet die Wende, nunmehr wird nur noch hochdeutsch geschrieben. Danzig hatte seit 1454 die Oberaufsicht und hielt im Jahre 1583 eine Revision ab, deren Folge jener endgültige in Danzig selbst schon vorher vollzogene Übergang zur hochdeutschen Schriftsprache sein muß. Noch 1573 hatte der aufsichtsführende Vogt Jacob Schomaker einmal hochdeutsch, ein andermal niederdeutsch geschrieben. Für die Umgangssprache ergibt sich aus diesen Zeugnissen des Schreibverkehrs als Grundlage das Niederdeutsche. Bis heute ist die niederdeutsche Mundart in Hela erhalten geblieben. Der Stadtcharakter ging verloren. Seit 1872 ist es wieder Dorf. Eine stärkere Oberschicht hat Hela nie gehabt. Auch sie wird erst mit jenem Übergang im 16. Jahrhundert das Hochdeutsche als Umgangssprache angenommen haben. Beim Nachsuchen unter Urkunden anderer Städte Westpreußens im Danziger Staatsarchiv, gewöhnlich Schreiben an Danzig, fand ich weiterhin folgendes Bild.

Neuteich (1427—1512) schreibt mitteldeutsch, von vier Schreiben Schlochau (1433—1510) sind zwei niederdeutsch von 1509 und 1510. Schöneck (1454 bis 1506) nur mitteldeutsch, ebenso Schwetz (1413—1518). Unter den 134 Urkunden aus Konitz (bis 1520) sind drei niederdeutsch: 1493, 1502, 1503. Die 88 Schreiben aus Dirschau (1433—1525) sind allesamt mitteldeutsch, ebenso Graudenz (1412—1514), wozu die Angabe von Froehlich, Geschichte des Kreises Graudenz stimmt, daß nur diese Sprache angewandt worden sei.

Hammerstein schreibt mehrmals niederdeutsch. In den Urkunden aus Mewe, Neuenburg, Neumark, Straßburg i. Westpr., Tuchel ist nur mitteldeutsche Sprache zu finden. Unter den Kulmer Schreiben wird ein niederdeutsches (auswärtiges?) Privatschreiben von 1441 aufbewahrt (Signatur 64, 98), der Rat schreibt außer lateinisch nur mitteldeutsch, wie auch der Bischof.

Das Herrschaftsgebiet der niederdeutschen Schriftsprache umfaßt Pommern und das Baltikum. Der livländische Zweig des Deutschen Ordens verwendet sie im Unterschied zum preußischen. Im amtlichen Verkehr allerdings mit den in Preußen sitzenden obersten Behörden des Deutschen Ordens, vor allem dem Hochmeister in Marienburg, dann Königsberg, schreibt die livländische Gruppe gewöhnlich mitteldeutsch. Dasselbe Bild bietet die Literatur. Die baltische deutsche Dichtung und Geschichtsschreibung ist wesentlich niederdeutsch. Alle Stände der Deutschbalten sprechen niederdeutsch, bis nach und mit der Reformation das Hochdeutsche einzieht. Im 18. Jahrhundert ist der Austausch vollendet<sup>39)</sup>. Das Niederdeutsche zeigt sich nur noch in manchen Wörtern oder Wortformen, also lediglich nur mehr im Wortschatz. Memel wird von Livland aus bald nach 1252 gegründet und mit dem Lübecker Recht bewidmet. Es hieß Tremonia d. i. Neu-Dortmund. Erst seit 1328 gehört es zu Preußen. Der älteste bekannte Brief ist an Lübeck 1446 gerichtet, und zwar in niederdeutscher Sprache<sup>40)</sup>.

Im Baltikum haben wir außerhalb des Deutschen Ordens noch manche andre Kanzleien, die bischöflichen und die städtischen. Dazu kommt noch der Privatschreibverkehr des Geistlichen, des ritterlichen Gutsbesitzers, des städtischen Kaufmannes. Die Urkundensprache und die Literatursprache sind noch nicht untersucht<sup>42)</sup>.

Der oberste Gebietiger jenes livländischen Zweiges des Ordens ist der Ordensmeister. In Stichproben unter den von seiner Schreibstube im Laufe der Jahrhunderte ausgehenden Schriftstücken zeigt sich planmäßige, wenn auch nicht gleichmäßig eingehaltene Verteilung des Niederdeutschen und des Hochdeutschen je nach den Empfängern. Diese zwifache Verwendung der beiden Schriftsprachen haben in solchem Ausmaße nur noch die städtischen Kanzleien Danzigs. Das am besten hindurchgerettete Archiv des Baltikums ist das Revaler. Darum liegen die allermeisten niederdeutschen Schreiben des Ordensmeisters dort. Der Schriftwechsel mit dieser allezeit dem Orden zugeneigten Stadt ist also die Hauptquelle für die niederdeutsche Kanzleisprache des livländischen Ordensmeisters. Die erhaltenen Originale machen vorläufig einen recht einheitlichen Eindruck. Doch entstammt manches Schreiben der Feder von Schreibern der Ordensburg, auf der der Meister gerade weil. Andererseits scheint er oft einen Schreiber aus dem Haupthause Wenden mitgebracht zu haben. Die nächsten Untergebenen des Meisters, die Komture und die Vögte weichen in der Schreibung stärker

ab. Die einheitliche Haltung der Meisterschreibstube wird beim Vergleich mit gleichzeitigen Schreiben der Erzbischöfe, der Städte offenbar. Die Fülle der Verschiedenheiten ist trotzdem groß. Dies überseeische Kolonialland steht ja in dauerndem persönlichen und sachlichen Austausch mit dem weiten Mutterlande in Westdeutschland. Der Verkehr geht vor allem über den größten Hafen der Zeit, über Lübeck. Weiterhin gilt ja bis in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts das Latein ausschließlich. Ganz anders wird die deutsche Sprechsprache zu beurteilen sein. Sie ist beim Einsetzen der ersten deutschen Urkunden schon anderthalb Jahrhunderte alt. Wir müssen ihr einen recht einheitlichen Charakter zusprechen. Der deutsche Bauernstand fehlt. Es handelt sich mithin um einen Sprachverkehr zwischen Angehörigen hochsprachlicher Stände. Der bodenständigste ist der grundbesitzende Adel, auch das Bürgertum wurzelt längst in der neuen Heimat. Aus jenen Ständen ergänzt sich leicht die verstreutere Gruppe der Geistlichen. Gewiß wandert überallhin vor allem mancher Bürger und Geistlicher nachträglich ein.

Doch die frühzeitige städtische Ballung beider Stände fordert die Annahme eines Ausgleichs der mündlichen Sprache. Der heimische und noch mehr der einwandernde Schreiber hat in einer bestimmten Schreibstube gelernt. Es kann eine baltische, aber auch eine mutterländische Schreibstube vorauszusetzen sein. Der Ordensmeister läßt an den Hochmeister in Preußen, wenn es irgend geht, mitteldeutsch schreiben. Dazu fehlt auf jeden Fall in diesem Lande die mündliche Entsprechung in der Verkehrs- und Hochsprache. In größeren Kanzleien wie die des Ordensmeisters müssen wir unter den Schreibern solche mitteldeutscher Herkunft oder mindestens Schulung vermuten.

Die livländischen Ordensgebietiger bemühen sich ganz offenbar, nach Preußen an den Hochmeister mitteldeutsch zu schreiben oder schreiben zu lassen. Im Königsberger Ordensarchiv hat sich eine große Menge livländischer Schreiben erhalten. Ist nun ein Brief niederdeutsch verfaßt, so konnte der livländische Schreiber es nicht anders. In Kriegszeiten, überhaupt bei nötiger Eile macht man keine Umstände, da wird eben rasch niederdeutsch diktiert und geschrieben. Es kann vorkommen, daß der Königsberger Schreiber des Hochmeisters einen niederdeutschen Brief gleich so kopiert (Livl. U.-B. 5, 64 vom Komthur von Dünaburg). Manchmal paßt sich das Niederdeutsche in einem Briefe dem zu beantwortenden Schreiben an, z. B. mehrmals *dirkennen* 1410 an den Hochmeister (U.-B. 4, 723).

Für die Sprechsprache haben wir eben zunächst einen Ausgleich angesetzt. Die Städte stehen bei aller Weiträumigkeit in allen Zeiten in sehr inniger, persönlicher Verbindung. Das gilt für den Landadel erst recht, bald sind alle deutschen Gutsbesitzer in diesem riesigen Raume miteinander verwandt. Doch benötigen wir für die Sprachgeschichte diese Tatsache der trotz großer

Zwischenräume bald verwirklichten Nachbarschaft der Deutschen im alten Livland nicht. Der eigenartigen ständischen Zusammensetzung dieser Herrenschicht kann unmöglich eine sprachliche Aufgliederung in viele oder auch nur einige Mundarten entsprechen. Es bleibt nur zu überlegen, ob das Kolonialgebiet sich eine eigene Verkehrssprache geschaffen oder aus dem Mutterlande übernommen hat. Zunächst ist sprachgeschichtlich festzustellen, daß eine Mischsprache zwischen Deutsch und Lettisch oder Estnisch zu keiner Zeit gegolten hat: sie ist wohlgemerkt als Verkehrssprache nie vorhanden gewesen. Wenn aber ein Lette oder ein Este das Deutsche erlernte und es darin nur bis zu einem persönlich verschiedenen Grade der Beherrschung gebracht hat, dann ist das ein immer wieder und oft zu beobachtendes „Radebrechen“, aber nicht wie das Pidgin-Englisch eine Verkehrssprache. Ehe wir zu der für das Baltikum charakteristischen Frage dieses sog. Halbdeutsch übergehen, muß noch die Möglichkeit der Übernahme einer fertigen mutterländischen Verkehrssprache entschieden werden. Es kann keine andre sein als die den Ostseeraum und seine weiten Ränder bedeckende Hansesprache. Dies unbäuerliche Deutschtum muß sich eine deutsche Herrensprache, die bis Nowgorod reichende mittelniederdeutsche Verkehrssprache, recht einheitlich als seine Umgangs- und Haussprache zu eigen gemacht haben. Im 16. Jahrhundert wird sie aus gleicher sprachlicher Gesinnung, also im Zuge zur überlandtschaftlichen Hochsprache des Mutterlandes mit dem Hochdeutschen ausgetauscht.

Die Hansesprache ist auch im Stammlande so wenig einheitlich gesprochen worden, wie heute in Deutschland in und außerhalb des Reiches das Hochdeutsche. In Aussprache und Wortschatz zeigen auch die Gebildeten der einzelnen Teillandschaften Eigenheiten. Sie werden erst in jüngster Zeit in der Bühnensprache nach festen Vorschriften, also nach Lehrbüchern und durch besondere Schulung ausgeglichen. Es bleibt doch immer wieder, besonders anheimelnd im Privatleben des hochsprachlichen Politikers oder Wortkünstlers, jene landmännische Färbung der Sprache, ohne die uns der deutsche Sprachklang im Leben eintönig wäre.

Für das baltische Niederdeutsch bleibt sprachgeschichtlich west- und ostfälische Grundlage jener nordwestdeutschen Verkehrssprache des Mittelalters zu folgern. Schon aus der Nachbarschaft liegt die Folgerung nahe, daß das im Deutschen Orden doch politisch so stark zugeordnete Ostpreußische der nächste sprachliche Verwandte sein müßte. Die Sprachwissenschaft hat mit ihren Mitteln dazu Stellung genommen<sup>43)</sup>. Nun wird die Bürgerschaft in den ostpreußischen Städten nach Osten zu wesentlich mitteldeutsch gewesen sein (S. 26). Erst in der Neuzeit sind von Ostpreußen kleinbürgerliche Sprachträger ins Baltikum eingewandert. Sie haben ostpreußischen Wortschatz sehr wohl mitbringen können. Da können niederdeutsche Stücke dabei sein.

Der westfälische und der ostfälische Wortschatz der westdeutschen Stammheimat ist vorläufig nur in geringstem Umfang gesammelt und der Forschung bereitgestellt worden.

Diese west- und ostfälische Stammheimat ist schon von der baltischen Geschichtsforschung gefordert worden. Die starke Einwanderung niederdeutscher Ritter, Geistlicher und Bürger aus diesem Bereich ist unstrittig. Nun kann die Sprachwissenschaft um Bestätigung oder Ablehnung gefragt werden. Der Wortschatz ist deswegen nicht ergiebig, weil wir schon die heutige Wortgeographie ohne die Wörterbücher der Stammlande nicht kennen. Gegenwärtig ist die Sammeltätigkeit in prächtigem Schwunge und auch im ganzen niederdeutschen Gebiete im Gange. Den östlichen Flügel bildet das Deutsch-Baltische Wörterbuch, von Masing 1921 begründet. Es bleibt die grammatische Fragestellung: inwiefern zeigt das baltische Niederdeutsche west- und ostfälische Grundlage? Für die Kanzleisprachen des Landes mag sie einst gesondert gestellt werden, wenn die Urkunden und die Literatur sprachlich untersucht sein werden. Aber in jedem Falle sind Kanzleisprachen und jene Literatursprache so überlandschaftlich und mundartfern, daß sie in der Frage der Sprechsprache auch anderwärts stark enttäuschen können. Man muß umgekehrt erst mal die Mundart kennen, ehe man die Kanzleisprache darum befragen kann. Und im Baltikum schon des Mittelalters gibt es ja nach unserer Auffassung keine Mundart im mutterländischen Sinne. Es klingt heute mancher Laut in seiner Aussprache und in seinem Akzent im Unterschied zur heutigen Bühnensprache eigenartig, eben baltisch. Das könnte ja wie in der Gebildetensprache Hamburgs, Mecklenburgs, Westfalens, Österreichs oder des Rheinlandes mundartliches Merkmal sein.

Da tritt eine andere Tatsache in Wettbewerb. Die nichtdeutschen Sprachen des Baltikums könnten irgendwie eingewirkt haben. Vorerst gilt es, die landesüblichen Begriffe halbdeutsch und kleindeutsch zu erörtern. Sobald der Nichtdeutsche das Deutsche erlernt, aber nur unvollkommen, redet er halbdeutsch<sup>44</sup>). Das ist ein für die Sprachwissenschaft überhaupt willkommener Begriff, den die deutschen Balten schon lange gebraucht haben müssen.

Die „Kleindeutschen“, wieder ein baltischer, bis heute lebensvoller Begriff, sind eben die kleinen Leute unter den Deutschen. Das sind im ganzen die Handwerker in den Städten, aber auch deutsche Angestellte auf den Gütern. Sie sind in ihrer Nationalsprache und überhaupt im Volkstum innerhalb der gleichen sozialen nichtdeutschen Schicht sehr bedroht.

Diese „Knoten“ sind als sprachlich altertümlichste baltendeutsche Schicht für sprachliche Untersuchungen wichtig. Bezeichnenderweise sind auch die vor allem aus der Rheinpfalz stammenden Hirschenhöfer Bauern des 18. Jahrhunderts Bewahrer manches in den letzten Jahrzehnten in der baltendeutschen Oberschicht aus der Mode gekommenen Wortes.



Gehen wir weiter auf die gesprochenen Mundarten des Nordostens ein, so ergibt sich folgendes Bild.

Die weiten Flächen des Ostpommerschen und des Niederpreußischen zeigen noch heute sprachlichen Ausgleich und werden es auch in Zukunft tun. Die großen Linienbündel innerhalb des Niederdeutschen liegen im ganzen fest. Das sind die Grenzgürtel zwischen dem Pommerschen und dem Niederpreußischen und im östlichen Ostpreußen (IV und VI, III und IV). Sie sind ja dadurch entstanden, daß Siedler aus den einander benachbarten, aber durch einen unbesiedelten oder anderssprachig besiedelten Gürtel getrennten Kernlandschaften sich dort trafen. Die Formen beider Mundarten gelten in den ersten Generationen dort gemeinsam. Nachher bleibt eine übrig, der Ausgleich erfolgt auf jenem Grenzgürtel einmal zugunsten der westlichen, ein andermal der östlichen Nachbarschaft. Es sei wieder betont, daß hierbei die Frage nach Territorialgrenzen des Mittelalters und der Neuzeit gegenstandslos ist. Und die Frage großstädtischen oder kleinstädtischen Einflusses auf den Grenzzug der Sprachflächen gleichfalls. In Ostpreußen sieht es ja so aus, als wenn die städtische Siedlerschicht auch im niederdeutschen Gebiet wesentlich mitteldeutsch gewesen ist. Mindestens muß sie es sprachlich geworden sein. Das erscheint vor allem für die führende Stadt Königsberg wahrscheinlich. Die heutige niederdeutsche Mundart der einfachen Schichten ist aus der umgebenden Landschaft in alter und besonders in neuer Zeit herzuleiten. Für Elbing und Danzig kam niederdeutsche Grundlage der Siedlung sehr wohl in Betracht.

Der Ausgleich innerhalb dieser großen Flächen ist in manchem Kleinbezirke noch heute im Gange. Am stärksten westlich vom Frischen Haff. Da ist das Restgebiet der erhaltenen Endung *-en* seit den Aufnahmen für Wenkers Sprachatlas 1879 heute noch stärker eingeschrumpft. Auf der Elbinger Höhe östlich dieser Stadt hat sich, nun schon weit ab von jenem *-en*-Bezirk, ein kleiner Einschluß in den sprachlich auch sonst altertümlichen Dörfern Maibaum und Trunz erhalten. Für die Frische Nehrung ist diese Erhaltung ebenfalls bezeichnend. Gegenüber auf dem Festland ist sie in einem einzigen Fischerdorf, in Alt-Passarge, auch noch vorhanden. Beispiele auch für die Werder der Weichselmündung bringt in anderem Zusammenhang S. 53.

Nun können die Mundartformen, die in solchem Ausgleich gewinnen und schließlich weithin siegen, alt oder jung sein. Es können sich mithin dabei auch alte Siedlergruppen oder gar eine einzige durchgesetzt haben. Dann ist die Frage nach einem Vergleich mit der westlichen Stammheimat erfolgreicher. Doch auch dort erstarrt die Sprache nicht. Es bleibt ja nicht der mundartliche Zustand der Wanderzeit, also im wesentlichen des 13. und 14. Jahrhunderts gewahrt. Weiterhin ist mit einem riesigen Raume zu rechnen, aus dem in ganz verschiedener Stärke die Siedlerfamilien im

Neulande zusammengelassen sind. Da kann die Antwort ebensowenig wie etwa für neuzeitliche Wanderung nach Nordamerika zu finden sein.

Weiterhin erhebt sich die Frage, ob die Bauernsiedler unmittelbar aus einer westlichen Stammheimat gekommen sind oder sich erst in mehreren Geschlechterfolgen in einer Zwischenheimat gesetzt und dort gegebenenfalls in sprachlichem Ausgleich eine neue Mundart entwickelt haben. Solche Möglichkeiten erwägt die Forschung z. B. für die Mundart der östlichen Neumark<sup>45</sup>): hierher werden die Bauern wohl nicht aus einer Zwischenheimat in Mecklenburg, wohin Westfalen gezogen sein mögen, gekommen sein, sondern geradeswegs aus Westfalen.

Methodisch sicherer ist die Suche nach der Stammheimat für Landschaften, die in der großen Ausgleichsfläche sich Sonderart erhalten haben könnten.

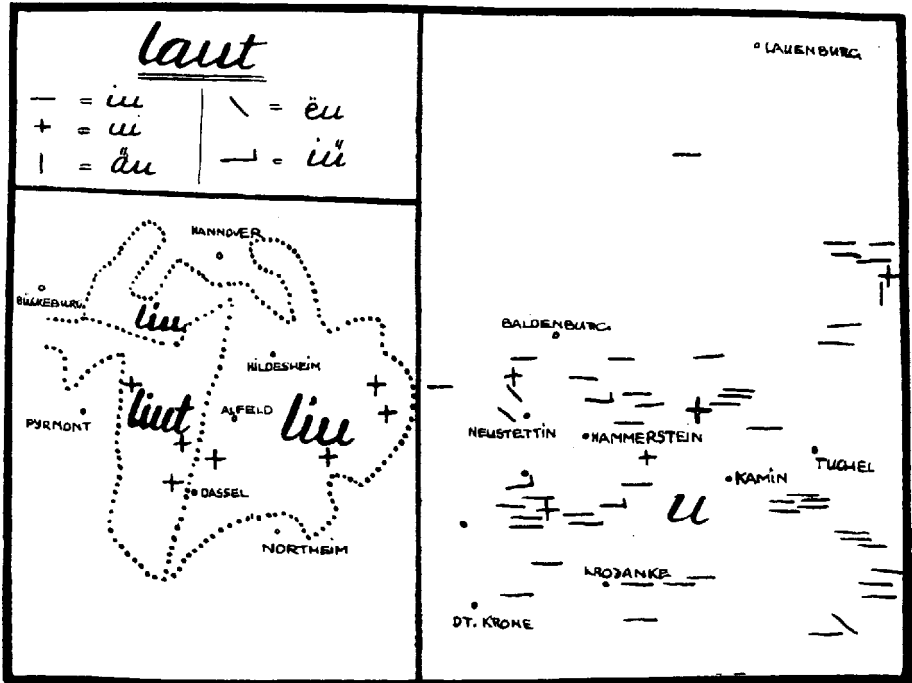
Da zeichnet sich in Ostpommern schon auf den Karten des Sprachatlases die Bublitzer Gegend scharf ab<sup>46</sup>). Das auffallendste Merkmal ist der Zwielaute aus  $\bar{i}$ ,  $\bar{u} > ei$ ,  $au$  u. ä., wie sie das Hochdeutsche und Teile des West- und Ostfälischen zeigen. Das Hochdeutsche scheidet hierbei als Möglichkeit angesichts der gründlich niederdeutschen Mundart überhaupt aus. Es bleibt jenes niederdeutsche Stammland, West- und Ostfalen, das die Bearbeiter in Anspruch nehmen. Vergleiche mit den Sprachatlaskarten bestätigen dies. In jedem Fall ist dabei ein Wandel in der Verbreitung jener Zwielaute im Westen in Rechnung zu stellen.

Eigenartige niederdeutsche Mundartgebiete gibt es in Ermland, das in seiner breiten Mitte mitteldeutsch ist. Zunächst erörtern wir die Mundart des Nordermlands und ihre Stammheimat<sup>47</sup>). Die Sprachatlaskarte „heiß“ zeigt im Nordwesten Deutschlands zwei große Bezirke mit der Form *hit* neben dem sonstigen nd. *hait*, *hēt* an und in Ostpreußen südlich vom Frischen Haff auch wieder jene Vokalkürze *i*. Die Untersuchung dieses ermländischen Gebietes ergab einen Bezirk mit lautgesetzlicher Kürzung der nd.  $\bar{e}$ ,  $\bar{o}$  zu offenen *i*, *u* vor den stimmlosen Verschlusslauten, also vor *p*, *t*, *k*. Alle Beispiele mit diesen Lauten zeigen dort jenen Vokalwandel. Damals konnte vor der Sprachatlaskarte die Frage nur aufgeworfen werden, ob Heimatbeziehungen zu jenen *hit*-Gebieten Nordwestdeutschlands aufzufinden sind. Die für eine solche Fragestellung in Betracht kommenden Landschaften waren dialektgeographisch nur für einzelne Orte oder engere Striche dialektgeographisch erkundet. Auch heute bleibt da für das größte Gebiet alles noch zu wünschen, doch kann nunmehr schon eher ernst zu nehmende Fachliteratur verglichen werden<sup>48</sup>).

Es ändert sich an dem Stand der Heimatfrage des nordermländischen Kürzungsgebietes nichts. Dies hat die durchgehende Kürzung von  $\bar{e}$ ,  $\bar{o}$  vor *p*, *t*, *k* selbst durchgeführt, ohne daß der Vorgang von einer westdeutschen Stammheimat abzuleiten ist.

Das niederdeutsche Gebiet im Osten zeigt niederpreußische Grundzüge, außerdem aber eine Reihe von Eigenheiten, die zu den ostpommerschen Mundarten und den ostfälischen stimmen. Diese Mundart nennt sich heute *käslausch*, die Forschung unterscheidet sie als ostkäslausch von der im Nord-ermland lebenden, dem Westkäslauschen<sup>49)</sup>. Das Ostkäslausche nimmt den entlegenen Winkel zwischen der Ostgrenze des Ermlandes, d. i. heute die Grenze zwischen den Kreisen Rössel und Friedland ein, im Süden geht es in masurisch und schriftdeutsch sprechendes Gebiet über. Im Westen läuft die Mundartgrenze zwischen Ostkäslausch und Hochpreußisch<sup>50)</sup>, ohne irgendeine Anlehnung an eine Verwaltungsgrenze quer durch das Ermland ins Masurische durch Trautenau, Schönwalde, Wuslack, Teistimmen, Gr. Boessau. In diesem Dreieck liegen außer der Stadt Rössel nur Bauerndörfer und Güter. Die Ostgrenze ist deutbar: dort treffen katholisches Niederdeutsch des Ermlandes mit protestantischem zusammen. Hier läuft die Verwaltungsgrenze, indem dort seit dem Einzug der Deutschen das Bistum Ermland mit dem Deutschordensgebiet grenzte. Sie braucht nicht von vornherein Siedlungsgrenze in dem kolonisatorischen Sinne zu sein. Auf beiden Seiten der Grenze des recht selbständigen Bistums konnte sich dieselbe Gruppe von Niederdeutschen setzen und sich dann erst im Laufe des Sprachausgleichs an jener politischen Grenze ausgebildet haben, die seit der Reformationszeit auch noch die Konfessionen trennte. Seit 1466—1772 unterstand das Ermland dem polnischen König, die Grenze ist also auch politisch scharf. Aber Staatsgrenzen in unserem Nordosten werden von deutscher Siedlung und Mundart ohne Hemmung überbrückt, sobald das Deutschtum als solches sich erhielt. Die ostkäslausche Fläche kann ehemals über die ermländische Grenze hinausgeragt haben. Wir wollen nun im Westen auf der Anmarschbahn der Deutschen oder ganz zurück bis zur Ausgangslandschaft, also bis zur Zwischenheimat oder zurück bis zur Stammheimat gehen. Heute bleibt nur die Möglichkeit, das vor jener Ostgrenze des Ermlandes abgetrennte Ostkäslausche mit westlichen Strichen zu vergleichen, ohne daß diese Ostgrenze auch zugleich Siedlungsgrenze ist. Sie braucht nicht niederdeutsche Siedlergruppen nach deren Stammheimat aufzuteilen. Die Westgrenze des Ostkäslauschen besteht heute aus einem einzigen Strang, der die Mundartlinien in sich vereinigt. Sie läuft aber durch Bauerndörfer hindurch, so daß diese Orte beide Nachbarmundarten, auf verschiedene Sprachträger verteilt, beherbergen. Die Westgrenze ist also sprachlich sehr scharf, trennt aber nicht immer Ort gegen Ort ab. Die hauptsächlichen Eigenheiten innerhalb des Niederpreußischen bestehen in dem Vorschlag eines schwachen *ʔ* vor npr. *ō*, *ū*; *dʔōk* 'Tuch', *krʔūt* 'Kraut'; dazu *hʔel* 'hell', *fʔilt* 'Feld', im Hiatus stehende und auslautende *ī* des Niederpreußischen erscheinen hier als *ē*: *trē* 'Trauung', *frē* 'frei', *schrēə* 'schreien', *šprē* 'Spreu', *nē* 'neu'. Andere Wörter wieder

haben ihr  $\bar{e}$  statt npr.  $\bar{i}$  aus dem Hochpreußischen, so *beschwēme* 'ohnmächtig werden' < *ei*, entsprechend aus gerundetem hochsprachlichem *āu gebēd* 'Gebäude'. Diese Beobachtung führt zu der Frage, ob nicht jene  $\bar{e}$  statt  $\bar{i}$  allesamt aus dem Hochpreußischen stammen. Tatsächlich aber gilt dort *frai*, *nai*, *trai*, aber *šprē*, *strē* 'Streu', *strēe* 'streuen' mit offenem  $\bar{e}$ , Stuhmann schreibt *æ*. Der Sprachatlas meldet *nä* 'neu' neben *nō*, *ne*, *schrae* und *schree*

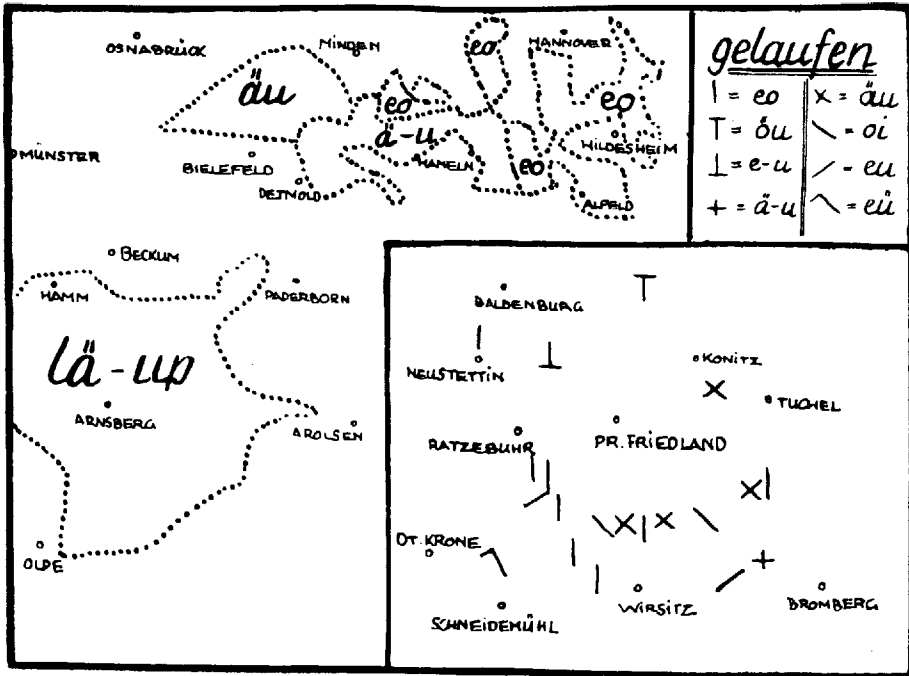


Karte 3: 'laut'.

'schreien'. Diese Quellen ergeben die Tatsache eines Schwankens zwischen offenem und geschlossenem  $\bar{e}$ , die Schreibung  $\bar{o}$  bedeutet nicht gerundetes  $\bar{e}$ . Also die Ergebnisse von mhd.  $\bar{i}$ , *iū* im Hochpreußischen und die Entsprechungen im Ostkäslauschen gehen auseinander, es grenzen *frai*: *frē*, *šraie*; *šrēa*, *nai*: *nē*, *trai*: *trē*<sup>51</sup>).

Dies ostkäslausche Gebiet hat auch die niederpreußische Verkehrssprache, die jene Zwielaute mit dem *i*-Einsatz nicht hat. So besteht also in der landschaftlichen Verkehrsmundart über jene Grundmundart hinaus und über die katholisch-protestantische Grenze Ermlands hinweg darin eine wohl immer stärker werdende Sprachgemeinschaft niederpreußischer Art. Die beiden Städte und sonst in der Landschaft vielfach die Einzelsprachträger verwenden diese Verkehrsmundart. Das Verhältnis des Ostkäslauschen zum Hochpreußischen innerhalb des Bistums, also auf einheitlicher Konfessions-

fläche, ist besonders freundlich. Beide Mundarten dulden sich, treffen sich in Familienmitgliedern innerhalb derselben Dörfer. Das ist auch in Nordermland der Fall, während im Westen in den Kreisen Rosenberg und Riesenburg das Hochpreußische Übergewicht gewinnt und auf Kosten des Niederpreußischen vordringt. Hier hören beide deutsche Mundarten auf, und wie im Süden des Hochpreußischen zum Masurischen zu, kann dort die schriftdeutsche Verkehrs-

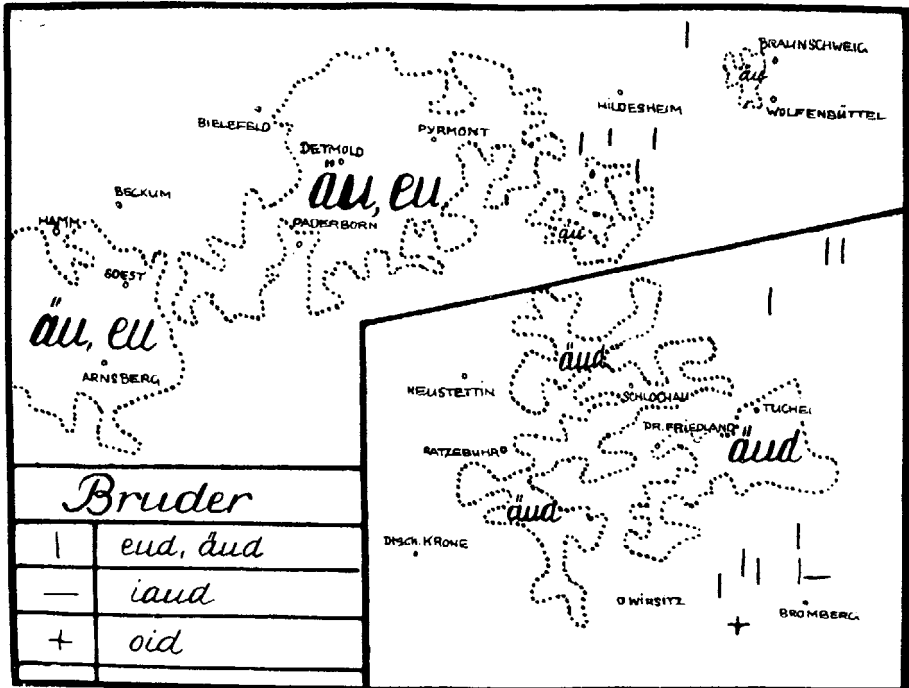


Karte 4: 'gelaufen'.

sprache dem ihr mehr verwandten Hochpreußischen in seinem Vormarsch helfen.

Das Ostkäslausche stimmt nun mit diesen beiden durchgehenden Merkmalen des 'Einsatzes und des  $\bar{e}$  für das niederpreußische  $\bar{i}$  im Hiatus zum heutigen Ostfälischen. Jene  $i\bar{o}$ -,  $i\bar{u}$ -Laute führen außerdem ins Westfälische, auch käme als Zwischenheimat ein Teil des Ostpommerschen in Betracht. Die Beschränkung auf das Ostfälische ergibt sich aus der andersartigen Hiatusentwicklung in Westfalen und Ostpommern, wo -gg- z. B. in *nigg* 'neu' gilt. Dazu sind auch die Hiatusfüllungen vor anderen Vokalen z. B. in 'bauen' zu stellen, die im Ostkäslauschen fehlen, also nicht zum Westfälischen oder Ostpommerschen zu stellen sind. Nun kann in Ostpreußen bei der starken Übereinstimmung des Käslauschen mit dem Niederpreußischen jene Hiatusfüllung beseitigt worden sei. Aber ein solcher Ausgleichsvorgang ist als solcher in

diesem Falle nicht erkennbar, so daß das Ostfälische über die Spanne von sechs Jahrhunderten hinweg als Stammheimat vermutet werden kann. Es ist fraglich, ob jene Hiatuskonsonanten auch so alt und so verbreitet sind wie in der Wanderzeit, ebenso wie das heutige ostfälische Merkmal *dik* erst später in der Stammheimat zu allgemeiner Geltung erwachsen sein kann. Im Ostkäslauschen und um Bublitz fehlt es. Der „Deutsche Sprachatlas“



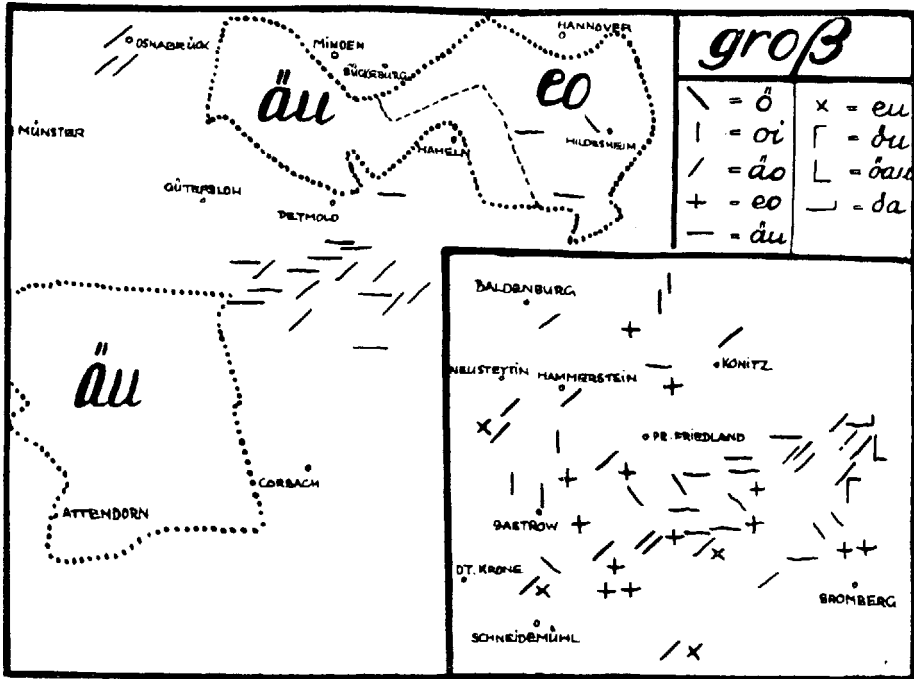
Karte 5: 'Bruder'.

1926f. zeigt auf Karte 25 *dich* die Bublitzer Formen *dei*, *dai* im Gebiet um Gütersloh, Paderborn und Bückeburg, vereinzelt reichen sie bis ins Ruhrgebiet. Das einmalige *dui* bei Bublitz lebt heute in einem größeren Bezirk um Detmold.

Karte 12 *Bruder* des Deutschen Sprachatlasses ergibt die Gleichungen Ostkäslausch *-eod-*, *oid* und *ä*, *-äud-*, *-eud-* bei Schlochau mit gleichem oder ähnlichen Lauten im südlichen Westfalen und im Ostfälischen (vgl. unsere Karten 3—7).

Nun hat der preußische Geschichtsschreiber des 16. Jahrhunderts, herzoglicher Hofgerichtsrat Lucas David IV 133 über die Herkunft der Deutschen in einigen Strichen Altpreußens eine vielgenannte Bemerkung gemacht, die auch das ostkäslausche Gebiet betrifft. Die beiden Dörfer Santoppen und Heinrichsdorf seien bei ihrer Gründung mit Geldrischen und Jülichschen

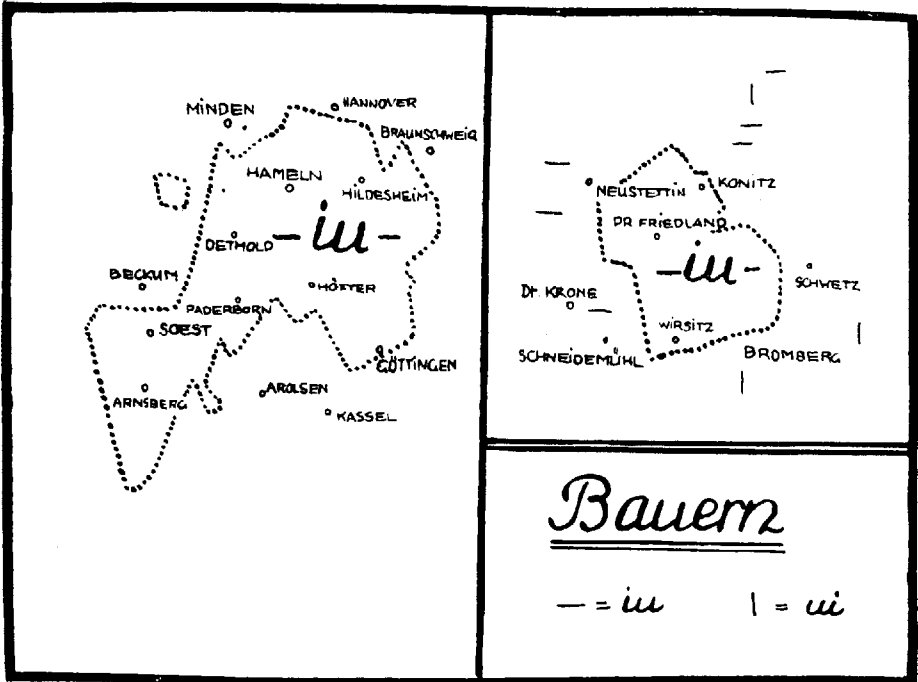
reisigen Knechten besetzt worden. Santoppen und wohl zu gleicher Zeit Heinrichsdorf haben 1337 eine Handfeste als deutsches Dorf erhalten. Jene Knechte können nur deutsche Bauern gewesen sein. Diese Nachricht führt aus dem west- oder ostfälischen Bereich heraus und wird im Abschnitt „Niederfränkisch“ erneut aufzuwerfen sein (S. 52). Für die heutige Mundart bleibt es bei unserer Entscheidung für ostfälische Reste.



Karte 6: 'groß'.

Für den preußischen Teil unserer Großlandschaft ist *uns* mit erhaltenem *n* kennzeichnend. Im mutterländischen Niedersachsen ist dies *n* weithin geschwunden. Jetzt ermöglicht der Deutsche Sprachatlas auf Karte 39 einen bequemen Vergleich: *uns* hat sein *n* in Schleswig-Holstein und in Ostfriesland. Mindestens in Ostfriesland und in Schleswig ist es ganz deutlich mit andern Merkmalen aus der mittelniederdeutschen Schrift- und Verkehrssprache abzuleiten. Das kann auch für das Niederpreußische im Neuland möglich sein. Allerdings fehlte dort über der bäuerlichen Landschaft weithin eine niederdeutsche Oberschicht, und damit die Hauptträger jener Schriftsprache. Doch müssen wir uns die einwandernden niederdeutschen Bauern des 14. Jahrhunderts nicht zu primitiv vorstellen. Was im Baltikum mit größter Sicherheit zu erschließen ist, daß die mittelniederdeutsche Hochsprache zugleich die den Gesamttraum ausfüllende Verkehrssprache ist, kann mit der Ein-

schränkung auf die bäuerlichen Wanderer mindestens als mitwirkende Größe eingesetzt werden. Dann bleibt immer noch Raum für die Frage der besonderen „Färbung“, also engeren Stammlandschaft im Westen. West- und Ostfalen, mit ihrer mittelniederdeutschen Hochsprache, kamen als gesamte Grundlage für das Baltische in Betracht. Diese Landschaften sind mit ihren Grundmundarten für die Bublitzer Insel im Ostpommerschen voraus-



Karte 7: 'Bauern'.

zusetzen. Die Striche südlich davon, bis in die Schlochauer und Tucheler Gegend bieten gleichfalls Lautformen, die in jenen west- und ostfälischen Bereich weisen<sup>52)</sup>.

Für den Großteil der niederpreußischen Sprachfläche fehlt jedes Merkmal einer engeren Beheimatung. Mindestens scheidet hierfür gerade das West- und Ostfälische aus. Weiterhin fehlte jedes Kennzeichen des Brandenburgischen. Was in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts übrig bleibt, ist das Altland nördlich davon und als Zwischenheimat das damals eben hinzugewonnene Neuland. Das wäre der Strich von der Weser bis zur Oder nördlich von West-, Ostfalen und Brandenburg.

Sehr große Flächen nimmt östlich der Oder der Schwund des Infinitiv *-n* ein. Er setzt auf der Naht zwischen Kernlandschaft II und III ein. Westlich der Weichsel läuft die Linie, von der an nach Osten auch das Gerundium



(im Sprachatlas z. B.: „zum Dreschen“) das *n* aufgibt. Im nördlichen Weichseldelta und auf der Frischen Nehrung hat sich ein Bezirk mit Bewahrung des *n* auch im Infinitiv als Rückzugsgebiet erhalten. Wir finden es weiterhin noch getrennt davon in dem einzelnen Fischerdorf Alt-Passarge am Südufer des Frischen Haffes und im Binnenlande in den beiden Dörfern Maibaum und Trunz auf der Elbinger Höhe.

Im Schwund des *-n* hat man ein niederfränkisches Merkmal finden wollen, aber es kann ein heute geographisch noch nicht abgeschlossener Vorgang sein, der im Neulande selbst entstanden ist. Die Frage des Niederfränkischen erörterten wir im Abschnitt III.

In ihrer allgemeinen Herkunft ist die seit dem 16. Jahrhundert durch Siedler über die Ostgrenze Pommerns vorgetragene Mundartengruppe von Anfang an bekannt. An das Niederpreußische rückte sie in der Gegend von Marienwerder heran, wohin die Preußische Regierung im nächsten Jahrhundert den Zuzug lenkte. Z. B. vermerkt das Kirchenbuch von Gr. Nebrau ineinemfort die pommersche Herkunft, allgemein oder nach einer Stadt der engeren Stammheimat<sup>53</sup>).

Dies ostpommersche, sog. kaschubische Platt reicht in jungen Siedlungen durch Polen hindurch über die ostmitteldeutsche Nachbarschaft von Lodz bis an die Ostgrenze bei Rowno, Luzk und Dubno, gemeinsam mit dem Niederpreußischen. Westlich von Bialystok verzeichnet die erst in den Anfängen stehende Mundartforschung<sup>54</sup>) außerdem noch eine mecklenburgische Gruppe. Splitter des Niederpreußischen, und zwar diesmal des östlichen, reichen wie nach Litauen, so über die Grenze in die Gegend von Suwalki hinein.

Manchmal deutet der volkstümliche Name einer Siedlergruppe die Herkunft an. Der Ausdruck „Kaschuben“ wird im Posenschen und in Kongreß-polen für Niederdeutsche gebraucht, und zwar in nachbarlich spöttischem Sinne durch hochdeutsch Sprechende oder Träger mitteldeutscher, dort also gewöhnlich schlesischer Mundart. Wirklich müssen die Niederdeutschen der nördlichen Provinz Posen in ihrer Mundart aus der ostpommerschen Nachbarschaft hergeleitet werden.

Die Deutschen pommerscher Mundart (Hüttenpommersch vgl. S. 24), die südwestlich von Danzig an das Niederpreußische grenzen, heißen bei den Sprechern desselben, allerdings mehr scherzhaft, „Kaschuben“. Sie nennen sich selbst, mit derselben Bedeutungsfärbung, ebenfalls so. Auch die slawisch sprechenden Bewohner des ganzen Landes nördlich der Netze werden von den Polen südlich davon manchmal auch so genannt<sup>55</sup>).

Für die Herkunftsfrage hat die Geschichtsforschung<sup>56</sup>) seit langem auch die Namen herangezogen. Die Übertragung aus der Heimat bleibt selten. Werden im Mittelalter in unserem Raume Bauern kaum mit Namen genannt,

so können Namen gelegentlich gehäuft vorkommen, so im Großen Werder bei Marienburg um 1400. Die Herkunftsnamen wie mehrmals Holste, Westfal, Holland, Mecklenburg, Bremer, Sachse, Doring geben wieder keine engere Heimat an. Ihre Träger unter den Einzüglingen brauchen nicht unmittelbar aus der betreffenden Landschaft zu sein, aus der ihre Väter womöglich in eine gemeinsame Zwischenheimat kamen. Der Wert von Gleichungen unter Ortsnamen wird dadurch eingeschränkt, daß häufig genug die Benennung nach einem einzelnen Manne erkennbar wird. Geschieht dies gar zu Ehren eines hochgestellten Ordensbeamten oder fürstlichen Teilnehmers an einem preußischen Kreuzzuge, so wird die Schlußfolgerung auf die Siedlergruppe des betreffenden Ortes ganz und gar fraglich: Osterode ist Heimat des Hochmeister Luder von Braunschweig. Komtur von Balga war Hermann von Eisenberg, seinen Namen trägt das in seinem Bezirk liegende Dorf Eisenberg. Lautern bei Bischofsburg liegt schon weit weg vom Bezirk des Vogtes von Pomesanien Heinrich von Luter. Nach dem Thüringer Günther von Hohenstein hat die preußische Stadt ihren Namen. Werden Güter nach den Besitzern benannt, so besagt dies für die Gutsleute nichts, denn diese sind zunächst nicht deutsch. Für die Sprachflächen kommen einzig die deutschen Bauerndörfer in Betracht. Die Städte zeigen in unserem Nordosten die Heimat jener Sprachflächen nicht an. Nach dem Lokator, also Siedlungsunternehmer, der die Bauern holt und ihr Schulze werden kann, z. B. ist Gr. und Kl. Mausdorf im Großen Werder nach dem Gründer Mus genannt. Die in der Forschung seither angewandte Voraussetzung, daß die Bauern sicherlich aus derselben Gegend wie die vor ihnen in die neue Heimat eingezogenen Stände des ritterlichen Gutsbesitzers und des Bürgers, dazu des Ordensritters und Geistlichen herkämen, können wir für die Sprachgeschichte unsres Nordostens nicht übernehmen. Die Heimat jener einzelnen Adels- und Bürgergeschlechter ist in einem gewaltig ausgedehnten Raume nachgewiesen. Auch unsre nordostdeutschen Bauernsiedler stammen irgendwoher aus diesem Raume Holland, Lübeck, Hannover, Vogtland, Meißen, Schlesien. Doch möchten wir Genaueres wissen.

Die allermeisten Ortsnamen sind sichtlich in der neuen Heimat neu geschaffen. Die große Zahl der etwa mit schön- oder reich- gebildeten Ortsnamen drückt Wunsch und Freude der Siedler und Siedelherren aus. Abseits von diesen und von bloßen Stellenbezeichnungen suchen wir hier zunächst nach niederdeutschen Gleichungen. Von niederdeutschem Gebiete ging zehn Jahre nach dem Einzug des Deutschen Ordens in Preußen der dritte Kreuzzug 1240 aus. Die Führung des Heeres hatte Herzog Otto von Braunschweig. Im Preußenlande blieb damals der Edelherr Dietrich von Depenow als einer der größten Grundbesitzer jener Anfangszeit zurück. Er verkaufte im Laufe der Jahre ein Gut nach dem andern aus seinem sehr großen Besitz, der zwischen

der Leine und Buxtehude lag. Seine Burg bei Marienwerder wurde Tiefenau nach dem Stammsitz Depenow bei Hannover genannt. Das Dorf besteht heute noch. Allerdings hat der große Preußenaufstand seine Bauernschaft vernichtet. Die für die Sprache zuständige deutsche Besiedlung ist später von neuem erfolgt. Der deutsche Bauereinzug setzt ja im Preußenlande sowieso erst 1282 ein. In der Nähe von Depenow, im Hildesheimischen, ist Bartholomäus von Rutenberg zu Hause, der erst einem Gute im Kulmerlande, jetzt Sarnowo, dann den Dörfern Gr. und Kl. Rautenberg im nördlichen Ermland den Namen gibt. Hier ist, unter Zubilligung von mehr als einem halben Jahrhundert zwischen dem Einzug des ritterlichen Gutsbesitzers und dem der deutschen Bauern, die Herleitung aus jener Heimat insofern möglich, als jene Dörfer wenigstens niederdeutsch sind. In diesem ungeheuren Rahmen spricht jedoch nichts gegen, aber auch nichts für eine engere Beheimatung. 1297 wird Rautenberg südwestlich Frauenburg als Gut einem Deutschen verliehen. Ein Teil, wohl Gr. Rautenberg, wird 1311 als Dorf ausgetan<sup>67)</sup>.

Der vierte Kreuzzug 1246 geht über See von Lübeck aus. Er richtet sich gegen die Preußen des Samlandes. Seitdem finden sich vielfach Lübecker als Siedler. Aus jenem Jahrzehnt sind die Besitzer des Gutes Pokarben, Kr. Heiligenbeil, des Gutes Lauth, Kr. Pr.-Eylau, zu nennen. Beide liegen in später niederdeutsch besiedelter Bauernlandschaft. Zwei Brüder aus dieser wieder sehr reichen Familie werden Gründer und Schultheißen der Städte Braunsberg und Frauenburg. Die Mitglieder dieser mächtigen Familien dehnten ihren Besitz nach Süden ins Innere aus. Damit kommen sie ins Hochpreußische, also in mitteldeutsches Land. Einer von ihnen gründet dort die Stadt Seeburg, ein Niederdeutscher weit im heutigen Mitteldeutschen. Eine andere Lübecker Familie, Padeluche, gibt einem Dorf bei Mehlsack den Namen, ein Mitglied gründet weitab die Städte Schippenbeil und Rastenburg, alle auf niederdeutscher Sprachfläche. Auf einen Angehörigen der Lübischen Ratsfamilie von Ulsen (Uelzen) geht die Gründung der niederdeutschen Dörfer Heinrichsdorf und Vierzighuben und der Name des Gutes Elsau bei Seeburg in mitteldeutscher Gegend zurück. Nach einem Lübecker ist das Rittergut Zechern benannt, wieder im Mitteldeutschen.

Der fünfte Kreuzzug wird von Markgraf Otto III. von Brandenburg geleitet. Ihm zu Ehren ist am Frischen Haff Burg und Flecken Brandenburg benannt. In der Nachbarschaft sind einige Jahrzehnte später wenigstens drei Gutsbesitzer nachweisbar, die aus den askanischen Ländern, aus der Gegend von Dannenberg a. d. Elbe, stammen und sicherlich damals mitgekommen waren. Die Dörfer Pinnau und Maulen stimmen mit ihren Namen zu jener Elbgegend. Hier und dort ist die Mundart wenigstens gemeinsam niederdeutsch.

Vom livländischen Zweig des Deutschen Ordens her wurde die Stadt Memel als Neu-Dortmund 1256 begründet. Die westfälischen Heimatbeziehungen der Deutschen Alt-Livlands sind besonders deutlich. Westfalen sind als eine Gründerschicht unter den preußischen Städten in Thorn nachweisbar. Diese Gruppe ist im 14. und Anfang des 15. Jahrhunderts gegenüber dem starken mitteldeutschen Zuzug überlegen<sup>58</sup>). Doch beginnt westfälische Einwanderung erst zu Anfang des 14. Jahrhunderts stärker zu werden. Soweit überhaupt Herkunftsnamen vorhanden sind, ergibt sich für die erste Zeit ein unzulängliches Bild, das mindestens zu vielfältige Herkunftszüge zeigt, als daß das Überwiegen einer landschaftlichen Gruppe zweifelsfrei wäre. Von 1250—1320 bucht die Forschung 4 Namen aus Schlesien, 3 aus Westfalen, 2 aus dem Rheinland, 2 aus der Lausitz, 3 aus andern westdeutschen Landschaften, die meisten aus dem sonstigen Kolonialosten.

Die Umgangssprache wird aber die der Landschaft, nämlich die ostmitteldeutsche gewesen sein. Die Urkundensprache ist rein mitteldeutsch, trotzdem Thorn Hansestadt ist.

Danzigs Bürgerschaft<sup>59</sup>) war niedersächsischer Herkunft und ergänzte sich wesentlich aus dieser Stammheimat, im 14. Jahrhundert vor allem aus Westfalen und Provinz Hannover. Mitteldeutsche Neubürger bleiben weitaus in der Minderzahl. Auch Elbing<sup>60</sup>) zeigt niederdeutsche Mehrheit. Aber der zeitgenössische preußische Chronist Peter von Dusburg, dessen Herkunftsname übrigens selber weit in den niederdeutschen Westen führt, berichtet, daß Elbing durch Mannschaft des Markgrafen Heinrich von Meißen gegründet sei. Das sind Mitteldeutsche. Die mundartliche Form deutscher Ortsnamen geht im niederdeutschen Gebiet in der Regel verloren, indem die Behörde die schriftdeutsche Form, also in Ostpreußen im Mittelalter die ostmitteldeutsche, gebraucht und durchsetzt. Sobald die Beamten eine Form nicht als mundartlich aufgefaßt haben, ist sie erhalten: so sind die *Rückenau* bei Elbing und im Gr. Werder von derselben Bildung „zur reichen Au“ wie das regelrecht hochpreußische Reichenau. *rik* 'reich' unterliegt in jenem westlichen Niederpreußischen der Kürzung zu *rik*, und von da aus tritt falsche Rundung zu *ü* ein. Vortrefflich hat das junge Fischerdorf Bodenwinkel am Frischen Haff die niederdeutsche Form von (Fischer-)Buden erhalten. Es fehlen aber gewöhnlich unserem Lande die für Teillandschaften des niederdeutschen Altlandes charakteristischen Grundwörter. *Deich* ist im Mittelalter im Westen auf recht beschränktem Raume üblich, man gebraucht sonst *Damm*. Deiche werden im Gr. Werder in den Gründungsurkunden von Neuteich und Ließau genannt. Dort hat es nie einen bemerkenswerten Teich gegeben. In der Handfeste des benachbarten Ladekop ist auch von *Deichen* und *Dämmen*, also derselben Sache mit beiden Bezeichnungen, die Rede. Die gewaltige Leistung der Eindeichung der Weichselwerder hatte der Deutsche

Orden vollbracht. Später ist beim Namen *Neuteich* die Erinnerung an den Deich verloren gegangen, die heutige Stadt ist aber 1316 *zum niuwen tiche*, also am neuen Deich begründet worden. Die Schreibung *Deich* dient heute in unserer Schriftsprache zur Unterscheidung von Fischteich. Also das Wort führt uns an die untere Elbe. Und nun mag überraschen, daß auch dort gegenüber von Hamburg das seltsame *Ladekop* liegt, das so altpreußisch<sup>61)</sup> aussieht. Es gehört zu einer Gruppe von Dorfnamen mit der Endung *-kop*, die von Holland her bis zur unteren Elbe reichen, wohin ja einst Niederländer ausgewandert sind. Dort finden wir aber auch jene *-horst*, *-werder* in *Finkenwerder*, die *Deiche* und die *kop*-Dörfer beisammen; es wird von *kaufen* herzuleiten sein. Unweit von Bremen liegt z. B. ein *Neuencoop*; im Alten Lande bei Hamburg *Nienkop*, *Frankop* neben *Ladekop*<sup>62)</sup>.

So ergeben sich Beziehungen zwischen dem Lande an der unteren Weichsel und dem der unteren Elbe.

Das Niederdeutsche unsres Nordostens zeigt vor allem im östlichen Neumärkischen, in jenen Teilstücken des Ostpommerschen und im Baltischen west- und ostfälische Heimatbeziehungen. Das Mittelpommersche ist am stärksten brandenburgisch bestimmt. Damit ist niederfränkischer Einschlag gegeben. Friesisch wird neben Westfälisch im Klosterbezirk Belbuck vorausgesetzt. Der Westen der Neumark wie das Ostpommersche führen außerdem auf Mecklenburg und Vorpommern zurück. Das Niederpreußische ist im allgemeinen aus nordalbingischer Ausgangslandschaft zwischen unterer Weser bis ins Holsteinische herzuleiten<sup>63)</sup>.

## 2. Eindeutschung.

Innerhalb des heute niederdeutsch sprechenden Bereiches ist die Eindeutschung breitflächiger und entsprechend auch zahlenmäßig stärker als im Mitteldeutschen. Dies hat in seiner Mitte eine schwere Einbuße durch Entnationalisierung im späten Mittelalter erlitten. Im niederpreußischen Gebiet kommt für die Germanisierung der Altpreußen das Mitteldeutsche der regierenden Schicht, der städtischen Bevölkerung nicht in Betracht. Das Ergebnis ist eindeutig: Die Altpreußen des Landes haben nicht die Sprache der Oberschicht übernommen, sondern sind in nachbarlicher Siedlung mit den deutschen Bauern niederdeutsch geworden. Die altpreußischen Siedelstellen sind an Ortsnamen und durch die in diesem Lande denkbar beste urkundliche Überlieferung durchaus klar abzustecken. Die Deutschen legten ihre Dörfer gewöhnlich in die von den Altpreußen nicht bewohnten Waldgebiete. Die so entstehenden Horste dehnen sich durch deutsche Binnensiedlung in etwaigem Leerraum aus, darüber hinaus aber überspannt die niederdeutsche Verkehrssprache jene altpreußischen Siedlungen im Zuge der Deutschwerdung. Die

mittelalterliche Chronistenerzählung von Dezimierung oder gar Ausrottung hat sich wie auch anderwärts als Prahlerei herausgestellt.

Die Eindeutschung Westpreußens ist im 15. Jahrhundert zunächst durch die Personalunion unter dem polnischen König, endlich durch die Einverleibung in den polnischen Staat 1569, unterbrochen worden. Im Gegenteil erfolgt eine Entdeutschung in weitestem Raume. Die Germanisation Ostpommerns erfolgt frühzeitig in ziemlicher Stille<sup>64</sup>), sie ist uns erst in den letzten Etappen am Rande des Kaschubischen zur Leba hin greifbar, weil sie in der Gegenwart erfolgte. Haben wir innerhalb der deutschen Mundarten Kulturströmungen abgelehnt, so sind solche gewiß im Wachsen der nationalsprachigen Flächen sehr wohl im großen festzustellen. Von Westen und aus dem Deutschordensland von Osten treffen mit deutschen Siedlungen und räumlich anschließender Germanisation deutschsprachige Strömungen in Westpreußen zusammen. Das Ergebnis ist jeweils eine niederdeutsche Mundart. Vor allem auf dem niederpreußischen Flügel im Osten ist es der bäuerliche deutsche Nachbar und Siedelgenosse, dessen Sprache, also Mundart übernommen wird<sup>65</sup>).

Von Süden her, aus der Grundstellung der ehemals zwischen den Ostpommern und den Polen heiß umkämpften Netzelinie, sickert polnische Sprache ein. Die geistliche Sprache wird dann nördlich der Netze das Hochpolnische, die Oberschicht selber wird polnisch. Die weichelpommerschen, d. h. kaschubischen Mundarten werden immer stärker polnisch, je näher wir an jene Südgränze kommen. Nach Norden zu mehren sich also die kaschubischen Sprachmerkmale.

Im kaschubischen Sprachgebiet ist die Grafschaft Krockow, die in der Reformation evangelisch wurde, eingedeutscht. Das mitten in dieser Gruppe gelegene Slawoschin ist katholisch und kaschubisch geblieben. In der Nähe wurden 1599 evangelische Friesen in Karwenbruch und Kniewenbruch angesiedelt. Sie sprechen jetzt die niederdeutsche Mundart der Umgebung. Proben im Sprachatlas.

Im Baltikum wurden außerhalb der Städte von der Germanisation nur immer vereinzelte Letten oder Esten erfaßt. Der Bauer fehlte. Die Ende des 18. Jahrhunderts in Hirschenhof angesetzten Rheinpfälzer hatten zunächst selbst wirtschaftlich um das Dasein zu kämpfen. Das folgende Jahrhundert brachte dann dorthin den gegensätzlichen Nationalgeist. Damit war bei derartiger zwischenvölkischer Spannung ein Übergang in breiter Front zu den bis dahin als Musterbauern hereingeholten Deutschen ausgeschlossen.

Die ostpreußische Küste galt bis in das 19. Jahrhundert hinein als unwirtlich, nur der Fischer betrat sie. Auch des Bernsteins wegen war der Zutritt erschwert. Erst das neuzeitliche Strandleben brachte in diesen Streifen die Fremden. Der Fischbestand der Ostsee ist dort vergleichsweise karg.

So kam es, daß bis zum Beginn der Neuzeit lettische Kuren sich auf der Nehrung und anschließend an der Samlandküste bis Pillau, wo sie noch im 16. Jahrhundert genannt werden, als Fischer in geschlossenen Dörfern niederließen. Darauf deuten auch solche Ortsnamen wie Cranzkuhren (heute Cranz), Klein- und Großkuhren. Dies Volkstum hat sich dem benachbarten Niederpreußischen angeschlossen. Hier wäre eine sprachliche Beeinflussung von der einheimischen Oberschicht sowieso wegen deren geringen Zahlenstärke ganz ausgeschlossen gewesen. Der Fremdenverkehr lenkt diesen schon längst vorher beginnenden Übergang zum Niederpreußischen nicht etwa auf hochdeutsche Umgangssprache ab. Das Niederpreußische dringt von Samland her auf die Kurische Nehrung ein und hat heutzutage schon bis zur Mitte ausgegriffen.

Im Memelland siedeln Niederdeutsche zwischen litauisch Sprechenden. Hier durchsetzt im Gegensatz zum Masurischen niederpreußische Mundart die ganze Fläche. Das Litauische ist verhältnismäßig jung; indem das Memelland nach Ausweis der Namen<sup>66)</sup> bei der Besetzung durch den Orden altpreußisch war. Nach dem Frieden von Melno 1422 wanderten litauische Siedler ein. Der Zuzug deutscher Bauern blieb in jener Notzeit aus. So half sich der Orden mit jenen aus der östlichen Nachbarschaft. Im Masurischen geht die Germanisierung von der Schule und den kleinen Städten aus. Wie der Litauer des Memelgebietes ist auch der Masure (außerhalb des Ermlandes) protestantisch. Im Memelgebiet kann der Litauer seinem niederdeutschen Nachbarn die Mundart abhören, im Masurischen ist der gleichfalls auf Aneignung der deutschen Sprache eingestellte Mann außer am Nordrande lediglich auf jene hochdeutsch sprechenden Sprachträger angewiesen.

### 3. Entdeutschung.

Der größte Rückschlag für die Ostbewegung erfolgte im Niederdeutschen in Westpreußen, soweit es zum polnischen Staat geschlagen wurde. Von den Ständen gingen zuerst der Adel, Teile des Bürgertums und vereinzelt siedelndes Bauerntum verloren. Im 16. Jahrhundert war Polen im allergrößten Teil seiner Bevölkerung protestantisch geworden. Dann kehrte die Gegenreformation dies Verhältnis gründlich und nachhaltig um. Jene deutschen Streusiedlungen waren schon vor diesem Jahrhundert weithin polonisiert. Die Siedlerwelle, die nun verstärkt einsetzt, bringt viele protestantische Deutsche ins Land. Sie sind von den polnischen Grundherren, unter diesen im 18. Jahrhundert sogar die Jesuiten bei Graudenz, hereingeholt worden. In der bäuerlichen Einwanderung ist deutlich ein Zeiteinschnitt zwischen der mittelalterlichen und der neuzeitlichen Gruppe festzustellen. Anders steht es mit der kleinbürgerlichen, da hat die Ostbewegung nie aufgehört<sup>67)</sup>. Immer wieder

wanderten deutsche Handwerker nach. Die Innungen der Städte, auch der kleinen haben zum Teil bis zur preußischen Zeit 1772 ihr Deutschtum durchgerettet. Das ist in Strasburg, Löbau, Konitz, Schlochau, Schwetz, Graudenz, Thorn, Putzig, Schöneck der Fall. Aber z. B. in Kulm bleiben die Schöffebücher nur bis etwa 1600 deutsch<sup>68</sup>).

Wo das deutsche Bauertum des Mittelalters auf einigermaßen geschlossener Fläche saß, da hat es sich auch innerhalb der polnischen Staatsgrenzen deutsch erhalten. Am eindruckvollsten ist da die Geschichte der Bauern der Weichselwerder. Schon fragloser ist der ungestörte Bestand der Bauern der Elbinger und Marienburger Gegend, von denen die erste Gruppe in die große, nach der Germanisierung der Altpreußen ganz deutschmundartliche Sprachfläche eingebettet war. Die zweite grenzt meist auch mit solcher Nachbarschaft. Nur im Süden schließt noch heute, auf der Stuhmer Höhe, polnisches Sprachgebiet an. Diese deutschen, 1466—1772 in polnisches Gebiet eingelagerten Bauernlandschaften erhielten schon in polnischer Zeit eine wertvolle Verstärkung durch die Mennoniten. Es sind in erster Linie Niederländer. Ihre niederfränkische Sprache hätten sie gewiß auch mit der polnischen eintauschen können. Doch die deutschbäuerliche Siedelgemeinschaft war viel stärker. Sie sind zu deren niederpreußischen Sprache übergegangen und schon als Protestanten, wenn auch mit besonderem Bekenntnis, in dem heimischen Deutschtum aufgegangen.

Im Gegensatz zu der wohlüberlegten Siedelpolitik des Deutschen Ordens in Altpreußen hat westlich der Weichsel der pommerellische Herzog (bis 1308) absichtlich geschlossene Ballung von deutschen Bauerndörfern vermieden. Der Orden hat als Nachfolger in den weithin dürrtigen Strichen der Mitte des Landes westlich der Weichsel offenbar nicht kolonisiert, wohl aber am West- und Südrand. Sein Augenmerk blieb vor allem auf das Land rechts der Weichsel gerichtet. Dies hatte ja manchen gefährvollen Feldzug während mehr als fünf Jahrzehnten gekostet. Dorthin hat er während des 14. Jahrhunderts die aus dem Westen kommenden Bauernschübe gelenkt.

Der livländische Zweig des Deutschen Ordens hat nirgends solche Versuche in seinem Land gemacht. Es war eben überseeische Kolonie, auf dem Landwege während der Siedelzeit, also im 14. Jahrhundert, durch das feindliche Litauen von Preußen getrennt. Und auch ohnedies zog der deutsche Bauer des Mittelalters schon innerhalb des Preußenlandes kaum einmal über den Pregel. Hier wirkte sich im wesentlichen die Eindeutschung aus der deutschen bäuerlichen Nachbarschaft im Süden aus. Am Pregel ebte jene Siedlerwelle deswegen ab, weil einmal im dichtbesiedelten Samland wenig Platz mehr gewesen sein mag, und vor allem, weil auf dem Wege bis dahin genug Siedlungsland zum Haltmachen einlud. Es ist ja nicht so vorzustellen, als wenn der Bauer auf eigene Faust mit seiner Familie, Vieh und Wagen aufs Geratewohl in den



Osten zog und sich in der Wildnis umsah, sondern die Ostsiedlung war schon manches Jahrhundert im Gange.

Das Polentum der Stuhmer Höhe südlich Marienburg entstammt dem 16. Jahrhundert. Dort sind die Altpreußen in der polnischsprachigen Siedelgemeinschaft polonisiert worden. In den siedlungsarmen Waldgürtel im Süden Ostpreußens sind im Spätmittelalter besonders stark vom masovischen Süden her über die Grenze Siedler eingezogen. Sie haben die Preußen und Deutschen der siedlungsschwachen Wildnis in das aus dieser Mischung hervorgehende masurische Volkstum und dabei in die mitgebrachte Mundart zahlreiches deutsches Lehnwortgut einbezogen. Die Eindeutschung ist in vollem Zuge, auf jeden Fall mit dem Wunsch und Willen der evangelischen Masuren selbst.

Am nachhaltigsten ist im polnischen Bereich im Posenschen das Deutschtum des Mittelalters entdeutscht worden. Gerade hier wird Streulage voraussetzen sein. Dort hat sich, vor allem wieder durch kleinbürgerlichen, dauern den Nachschub das städtische Deutschtum erhalten. Die Landschaft ist bis an die Stadt Posen heran heute mit niederdeutschen Einschläüssen durchsetzt. Im Mittelalter ist auch dort nur mitteldeutsche Sprachfläche denkbar (Karte 2). Die niederdeutsche Sprache ist hernach seit dem 16. Jahrhundert dorthin vorgetragen worden, nachdem das vorherige Deutschtum außer in manchen Städten im Polnischen aufgegangen war. In Westpreußen ist einmal ein solcher sonst nicht im einzelnen zu ermessender Vorgang durchsichtig, indem jene heute kaschubischen Dörfer Glashütte und Schönwalde nach Ausweis ihrer Ortsnamen als deutsche angelegt sein müssen. Sie haben keinen kaschubischen Namen daneben. 1311 erscheint der Name Schönwalde, später wird er Szywald. Dies Dorf wollte evangelisch werden, der Bischof verhinderte es. Die vereinzelt Lage dieser Dörfer inmitten der kaschubischen Fläche mußte Entdeutschung zur Folge haben. Hier blieb bei jener zweiten Siedlerwelle deutschnachbarliche Stützung aus. Im Kaschubischen hat das Bylakische in den Dörfern bei Putzig, bei Oxhöft und auf der Halbinsel Hela *l* statt sonstigem und zu erwartendem *l<sup>69</sup>*). Das ist ein deutsches *l*, das bei der Entdeutschung übriggeblieben ist. Noch 1599 haben bei einer bischöflichen Kirchenvisitation Putzig, Polzin deutsche Bevölkerung, auch die Gegend von Oxhöft ist nach jenem Merkmal als deutsch anzusehen. Zu diesem Kaschubischen in deutschem Munde gehören auch die unter Oliva stehenden Kirchspiele Starsin und Mechau. In ihrem Bereich beziehen sich Flurnamen deutscher Herkunft auf Örtlichkeiten, die im 14. Jahrhundert eingegangen sind: *Darpsteda* 'Dorfstätte', *Melof* 'Mühlenhof', *Melfelt* 'Mühlenfeld'. Ein großer Teil des bylakischen Gebietes gehörte den deutschsprachigen Klöstern Oliva, Karthaus und Zuckau.

Im Baltikum sind die soziologisch sowieso stark vereinsamten „Klein-deutschen“ allezeit in ihrem Volkstum gefährdet gewesen. Ihr Aufgehen in

das Letten- oder das Estentum wird immer wieder in der deutschbaltischen Literatur erörtert. Der Halt und Anschluß an die höheren Stände ist eben überall schwach. Es fehlt als Nachbar der für die Eindeutschung wesentliche Stand, der deutsche Bauer. Dieser hat selber nicht die besondere Absicht einzudeutschen. Dieser Vorgang ergibt sich rein aus seiner wirtschaftlichen und seelischen Haltung, überhaupt aus einem von ihm vertretenen Kulturgefälle. Fehlt dies, so ist auch der Bauer verloren. Das ist auf den zwischenvölkischen Rändern in aller Welt genugsam beobachtet und festgelegt worden. Im Baltikum schützt auch kein Bekenntnisunterschied, der Kleindeutsche ist wie der Balte überhaupt lutherisch. Das sind die Letten und Esten auch. Eher schützt der Bekenntnisunterschied den meist aus Ostpreußen eingewanderten Kleindeutschen im katholischen Litauen. Unter diesem Blickpunkte ist die Erhaltung des Deutschtums bei den niederdeutschen Bauern der „Koschneiderei“<sup>70)</sup> rings um Konitz bemerkenswert. Es ist eine Gruppe von 13 Dörfern. Die Bauern sind katholisch. Die Koschneiderei kam mit Westpreußen zum polnischen Staat. Es sind stolze, reiche Bauern. Weiterhin sind die Dörfer einigermaßen einander benachbart. Die Entdeutschung der Bamberger in Posen-Land ist im 19. Jahrhundert vor sich gegangen. Diese sind katholisch, und unter dem Einfluß der Kirche und der von ihr abhängigen Schule wurden sie polnischsprachig. Die Gleichsetzung von katholisch und polnisch stimmt wohl für die Masse der Bevölkerung von Posen-Land, schon weniger für Westpreußen. Wie jene Dörfer der Koschneiderei bei Konitz deutschsprachig geblieben sind, so die noch älteren Dörfer im Westen von Posen-Land, in den Kreisen Schwerin, Bomst und Meseritz (S. 3). Sie sind im 13. Jahrhundert von den Cisterzienserklöstern Paradies und Blesen angelegt worden und haben ihre deutsche Sprache bis zur Gegenwart behalten<sup>71)</sup>. Die in der Neuzeit als Nachbarn hinzukommenden „Holländereien“ verstärken die deutsche Sprachgeltung. Im unteren Weichselgebiet siedeln protestantische, darunter mennonitische, und zahlreiche katholische Deutsche miteinander. Die Konfessionsmischung ist das Ergebnis der reformatorischen Politik Danzigs und Elbings, der gegenreformatorischen Polens, dazu kommt der Einzug der Mennoniten.

Die im deutsch-polnischen Gürtel volkstümliche Gleichung deutsch-protestantisch, katholisch-polnisch gilt tatsächlich weithin, in jenen Fällen allerdings durchaus nicht. Das Altpreußische ist allgerößtenteils durch Germanisation, zum geringeren Teile zugunsten des Polnischen und des Litauischen geschwunden. Für die deutsche Mundart erhebt sich auf der geräumigen Fläche von der Weichsel bis zur Memel die Frage, ob Reste nichtdeutschen Volkstums in der Aussprache bei den Eingedeutschten vorhanden sind. Heute müßten sie in der Mundart selbst erscheinen, da die Nachkommen der Deutschen und der Eingedeutschten ein und dieselbe Mundart verwenden.

Solche Reste sind auf altpreußischem Boden nirgends wahrscheinlich, wohl aber in Westpreußen, wo im Bereich des ehemaligen und heutigen Kaschubischen *k* vor *e, i* zu *tχ* u. ä. in deutscher und in kaschubischer Mundart werden können<sup>72</sup>).

Entsprechend verhält es sich mit dem *o* aus vokalisiertem *n*, z. B. *wīo* 'Wein' im Netzebezirk (Karte im Deutschen Sprachatlas). Dort könnte polnische Mundart über ehemalige verbreitete Doppelsprachigkeit durch Mischung und Ausgleich beteiligt sein.

Im baltischen Deutsch ist Doppelsprachigkeit vor allem für die ländlichen Sprachträger selbstverständlich gewesen<sup>73</sup>). Das deutsche Kind wuchs unter der Aufsicht lettischer bzw. estnischer Dienstboten auf. Das Erlernen der deutschen Muttersprache erfolgt natürlich ebenfalls im Kindesalter. Da kann von einem Ersatz aus nichtdeutscher Sprache gar nicht die Rede sein.

Im Baltendeutschen können solche Merkmale wie echter Doppellaut *ll* in 'fallen', oder kräftiges Vorderzungen-*r* im Auslaut altes deutsches Erbe sein. Es wäre durch die gleichzeitige Verwendung in jenen nichtdeutschen heimischen Sprachen beim Doppelsprachträger erhaltengeblieben. Dazu kommt noch die eifrig und von jeher ganz bewußt und betont gepflegte regelrechte Aussprache nach dem Schriftbilde bei den Baltendeutschen. Ob das im Gegensatz zur Bühnensprache offene baltendeutsche *ō* z. B. in 'Ohr', 'Pastor', und *ē* z. B. in 'Erdbeere', also immer vor *r*, gemeinsame Sprachübung oder lediglich dem Deutschen eigen ist, mag von Einheimischen entschieden werden. Es ist in beiden Sprachkreisen zu hören, dem baltendeutschen und dem nichtdeutschen<sup>74</sup>).

Lautersatz kann auch dem obsiegenden Teil zugesprochen werden. Das ist leicht bei Lehnwörtern, vor allem bei den nichtdeutschen Orts- und Personennamen der Fall, die der Deutsche mundgerecht umgestaltet<sup>75</sup>). Über die Weiterentwicklung von altpreußischen Ortsnamen im Zuge eines innermundartlichen Vorganges im Hochpreußischen berichtet der Abschnitt VII S. 92.

### III. Niederfränkisch.

Am Westrande Polens erhält das im Nordosten vom Land Posen liegende deutsche Kloster Lekno Siedelgebiet. Es ist schon 1153 von der Kölner Gegend aus begründet worden. Es braucht durchaus nicht aus der rheinischen Heimat Bauern zu rufen, sie stehen in der näheren deutschen Nachbarschaft zur Verfügung.

Ein niederfränkischer Einschub wird für die Mundartmischung des niederdeutschen Bereiches bis einschließlich Ostpreußen erwogen<sup>76)</sup>. Im baltischen Mittelniederdeutschen allerdings, mit dem weit abseits liegenden Hansekontor Nowgorod, stellt die Forschung auch niederländischen Einfluß fest<sup>77)</sup>. Wir erinnern uns dabei an Westfalen, mindestens westfälische Vermittlung. Die Tatsache, daß Merkmale des Niederpreußischen wie *n* in *uns* oder gemeinsam mit dem Ostpommerschen das Endungs-*n* (in verschiedenem Umfange) geschwunden ist, bedeutet eine Möglichkeit niederfränkischer Nachwirkung. Man denkt sich diese Niederländer einschließlich der Flamen gern als Deichbauern. Fraglos ist das niederfränkische, oder wie es gewöhnlich genannt wird, niederländische Erbgut im Wortschatz des Brandenburgischen<sup>78)</sup>. Die Zeitbestimmung ist insofern schwierig, als in der Neuzeit seit den Wirren unter Alba eine starke niederländische Siedlerwelle über Norddeutschland solch Sprachgut mitgebracht haben könnte. Für das Brandenburgische ist eher mittelalterliche Herkunft wahrscheinlich. Dort ist reichliche urkundliche Bestätigung für niederfränkischen Siedlereinzug (Fläming usw.) vorhanden. Im Weichsellande erfolgt die niederländische Einwanderung seit der Mitte des 16. Jahrhunderts. Es ist dort fraglich, ob schon im Mittelalter eine solche vorausgegangen war. Der Träger des aus Mundartmischung hervorgegangenen Brandenburgischen braucht selbst nicht niederfränkischer Herkunft zu sein. Außer der Angabe in der Gründungsurkunde für die ostpreußische Stadt Holland von 1297, daß der Name der Stadt nach den holländischen Lokatoren benannt werde, fehlt für unsern Nordosten im Mittelalter jede sichere Nachricht von Niederfranken. Es ist sonst nur von einem Gründer die Rede; auch hier können einige wenige Männer gemeint sein. Die Nachbarstadt Mehlsack ist von Hollandenses begründet (Codex diplomaticus Warmiensis her. C. P. Woelky und M. Saage I, S. 283), doch können Bürger aus Pr. Holland gemeint sein. Im 16. Jahrhundert siedeln sich in und um Pr. Holland wieder Holländer an, vor allem in Bordehnen und Schöneberg.

Im Brandenburgischen und der neumärkischen Tochttersiedlung<sup>79)</sup> ist eine Reihe niederländischer Wörter gesichert. Es bleibt allerdings für die zukünftige Forschung das Westfälische, das neben dem Niederländischen in Betracht kommt, zu untersuchen. Der westfälische Wortschatz wird in zureichendem Maße erst nach Abschluß der heutigen Sammelarbeit für dies Wörterbuch zugänglich sein. Im Niederpreußischen des Weichseldeltas hat die Forschung auf der Suche nach solchem niederländischen Rest eine Reihe in Betracht kommender Wörter gefunden, mit ausgestorbenen und fraglichen sind es über 30. Für das Brandenburgische hat die Forschung ähnlich viel herausgestellt. In beiden Fällen sind es andere Begriffe und Wörter. Der niederländische Sprachschatz der bäuerlichen Hausbücher der Weichsellandschaft des 18. Jahrhunderts ist nicht bei jenem Wortbestande beider Reihen von Lehnwörtern beteiligt. Aber anders als im Brandenburgischen zeigt das Niederpreußische außerhalb solcher aus der Siedlungsgeschichte der Neuzeit erklärbaren und darum landschaftlich engbeschränkten Kostbarkeiten keine niederfränkische Beteiligung.

Allerdings ist eine solche aus lautlichen Gründen in der Forschung vertreten worden (vgl. Anm. 76). Die Entrundung von  $\ddot{o}$ ,  $\ddot{u}$   $>$   $e$ ,  $i$ , anlautendem  $j$   $>$   $g$ , Schwund des auslautendem  $-n$ , Erhaltung von  $n$  vor  $s$ , Wandel  $nd$ ,  $>$   $ng$  wären niederfränkische Eigenheiten. Weitere nur dem Brandenburgischen zukommende Eigenheiten wie  $\ddot{i}$ ,  $\ddot{u}$  statt der sonst niedersächsischen  $\bar{e}$ ,  $\bar{o}$ , sind dem Nordosten fremd. Brandenburgische Zwischenheimat für die Siedler kommt nicht in Betracht. Zunächst ist jene Entrundung, der Wandel  $g$   $>$   $j$ ,  $nd$   $>$   $ng$  und besonders die niederpreußische Erhaltung von  $n$  vor  $s$  in  $uns$  in Deutschland zu weit verbreitet, um auf Niederfranken als Ausgangslandschaft eingeschränkt zu werden. Manches davon kann dabei sehr wohl von da aus gerade ins Brandenburgische gelangt sein. Die Erhaltung des  $n$  vor  $s$  hat auch die mittelniederdeutsche Schriftsprache. Ihre Einwirkung wenigstens als überlandschaftliche gesprochene Verkehrssprache muß unter den aus verschiedenen Stammlandschaften im Osten zusammenströmenden Niedersachsen irgendwie in Rechnung gestellt werden, auch wenn jene Bauern des Mittelalters noch nicht schreiben konnten. Die volle Wirkung großlandschaftlicher Verkehrssprache des Mutterlandes zeigt zeigt aus gesellschaftlichen Gründen weitab davon das Baltenland.

Im niedersächsischen Altland gilt weithin  $-en$  als Endung neben  $-e$ . Die mittelniederdeutsche Schriftsprache zeigt den Sieg von  $-en$ . Das Brandenburgische hatte immer  $-en$ <sup>81)</sup>, es braucht auch da nicht aus dem Niederfränkischen übernommen zu sein. Im Niederpreußischen hat gerade das jene Reste von niederländischem Wortschatz bergende Weichseldelta Erhaltung des  $-n$ . Der Schwund von  $-n$  dringt weiter vor und schränkt das Erhaltungsgebiet immer weiter ein. Außerhalb des Deltas gilt lebensvolle Erhaltung auf

der Frischen Nehrung. Schrumpfende Reste zeigen zwei Dörfer der Elbinger Höhe und weitab das Fischerdorf Alt-Passarge, das durch den Beruf eine engere Verbindung mit der Nehrung unterhält. Die Erhaltung des *-n* muß in diesem Umkreis aus dem Mittelalter stammen. Die Reste des niederländischen Wortschatzes halten wir für neuzeitlich, er wird erst im 16. Jahrhundert hereingebracht sein. Nun möchte man gerade die großartigen Deichbauten des 14. Jahrhunderts im Weichseldelta auf die im Wasserbau erfahrenen Niederländer zurückführen. Aber sie sind ja schon seit 1106 im Bremer Hollerland Kolonisten und Lehrmeister gewesen. Da können im 14. Jahrhundert sehr wohl kundige Wasserbauern niedersächsischer Herkunft oder nunmehr niedersächsischer Sprache schon reichlich zur Verfügung stehen. Jedenfalls ist die weite Verbreitung des niederpreußischen Schwundes des *-n*, an dem schon Ostpommern (außer im Gerundium, z. B. 'zum Dreschen') beteiligt ist, anscheinend jung. Gewiß wird er im Kolonisationszeitalter aufgekommen sein. Die Verkehrssprache übernimmt im niederdeutschen Bereich die Sprachmode des *n*-Schwundes so lebhaft, daß auch das Hochpreußische mitmacht. Der Vorgang selbst ist beim Fehlen urkundlicher Zeugnisse zu wenig faßbar. In diesem Zusammenhang fällt bei den, diesmal unter den Gebildeten zu suchenden, Schreibern mundartlicher Formen auf, daß der Gebrauch des *-n* in niederpreußischer Dichtung des 17. und 18. Jahrhunderts so stark ist. Im Sprachatlas erscheint manches *-n* aus schriftsprachlicher Gewohnheit. Es mag wie in den heutigen Mundarten im westlichen Niederpreußischen die Erhaltung von *-n* noch damals recht verbreitet gewesen sein. Im Brandenburgischen könnten *ī*, *ū* auch aus dem benachbarten Mitteldeutschen stammen. Doch ist angesichts der Urkunden für die Einwanderung und wegen der niederfränkischen Reste im Brandenburgischen niederfränkischer Anteil gesichert. Nun hat gerade das Brandenburgische den Schwund von *-n* nicht. Das Ostpommersche und Niederpreußische wiederum haben nicht jene Grundmerkmale *ī*, *ū* des Brandenburgischen. Weiterhin brauchen nicht alle jene östlichen Merkmale ins Land eingebracht worden zu sein. Wie anderswo im Kreise der Mundarten kann jede dieser Erscheinungen im Lande selbst aufgekommen sein. Da braucht keine Sprachmischung innerhalb der deutschen Mundarten den Anlaß gegeben zu haben. Im Unterschied zum Brandenburgischen ist ein niederfränkischer Einschub außer dem Wortschatz im Niederpreußischen nicht zu erweisen. Die Reste des Wortschatzes im westlichen Niederpreußischen sind wohl neuzeitlicher Herkunft.

Das Rheinland als Stammheimat, es könnte ja das niederfränkische sein, nennt jener Chronist<sup>82)</sup> des 16. Jahrhunderts (vgl. S. 38). Seine vielgenannte Bemerkung ist reichlich unbestimmt: an den Elbing(fluß) und andere wässerige Orte seien viele Leute gekommen. Aus Niedersachsen, Holland und Jülich und anderen Ländern seien viel ins Ermländische Bistum, nämlich nach Frauen-

burg, Braunsberg, Mehlsack und Rössel eingewandert. Diese Städte liegen in niederdeutschen Teilen des Ermlandes, deren Sprache nur auf niedersächsische Heimat zu beziehen ist. Dann folgt eine bestimmtere Angabe: Geldrische und Jülische reisige Knechte haben dabei die Dörfer Santoppen und Heinrichsdorf besetzt.

Ins Kulmische, Pomesanische, auch zum Teil ins Ermländische sei oberdeutsche, er meint damit hochdeutsche, Sprache eingezogen, „also dass auf ein Mal auß Meissen, weil das Land voller Volk gewesen, vber 3000 Pauern seindt in Preussen angekommen“.

Diese Bemerkung stimmt zu unseren Annahmen, daß das Kulmerland und das Ermland mit dem dazwischenliegenden Pomesanien von Mitteldeutschen besetzt worden sein muß. Das Kulmerland ist heute in seiner deutschen Mundart, abgesehen von der „Schwabenskolonie“, niederdeutsch, der Westen Pomesaniens bis an das Hochpreußische heran ebenfalls. Aber dies haben wir als Neuerung vom 16. Jahrhundert an erkannt.

Welchen Wert hat nun die so bestimmt lautende Bemerkung über die Geldrischen und Jülischen Einwanderer von Heinrichsdorf und Santoppen? Dazu stellen wir aus einem Aufsatz über ostpreußische Mundarten von Lilienthal in den „Preußischen Provinzialblättern“ 1842, S. 195, die Bemerkung, daß bei Rössel ein Cöln am Rhein liegt. In einiger Entfernung (30 km) finden wir auch das Städtchen Rhein.

Die heutige amtliche Karte schreibt Gr. Koellen. 1848 gilt die amtliche Schreibung Kellen. Gr. Koellen liegt am Flusse Rhein. Heinrichsdorf und Santoppen sind nur wenige Kilometer entfernt. Santoppen, wie auch der Stadtname Rössel sind altpreußische Namen. Der Fluß wird 1339 als *Renus*, 1352 als *Ryn* genannt. Das Nachbardorf Schellen hieß zunächst *Ryn*. Santoppen ist 1337, Gr. Koellen 1379, die Stadt Rhein weitab 1405 gegründet. Heinrichsdorf ist um dieselbe Zeit wie Santoppen als deutsches Dorf entstanden. Der Name Koellen wird in der Ortsnamenforschung nicht als altpreußisch angesehen<sup>83</sup>). Für den Fluß Rhein bringt sie jene urkundlichen Formen, also da ist altpreußische Herkunft zu erwägen, doch wird keine Ableitung aus dem Altpreußischen geboten. Auf jeden Fall kann Namensgleichung zwischen ähnlichen oder gleichen Formen die Siedler an ihre rheinische Heimat erinnert haben. Koellen ist 40 Jahre später als Heinrichsdorf und Santoppen als deutsches Dorf begründet. Das könnte also sehr gut eine Tochttersiedlung jener beiden Dörfer sein. Da nunmehr das neue Dorf unmittelbar am Rhein zu liegen kommt, liegt die Benennung nach dem fernen Köln, das die Eltern noch kennen, nahe<sup>84</sup>). Jene Nachricht des 16. Jahrhunderts mit den Namengleichungen aus dem 14. genügen vollauf, um rheinische Siedler wahrscheinlich zu machen. Die Mundart zeigt keine rheinische Spur, sie gehört zu dem kleinen eigentümlichen Gebiet des Ostkäslauschen,

das an das Ostfälische gemahnt (S. 35). Wir kennen sie allerdings erst seit jenem Aufsatz von 1842. Sie ist durchaus niedersächsisch.

Die Holländereien, die seit dem 16. Jahrhundert in Brandenburg, vor allem aber im polnischen Staatsgebiet in Massen als Neusiedlungen Deutscher entstehen, gehen zuerst tatsächlich auf Holländer zurück. Der daneben gültige Ausdruck Hauland, Hauländerei entsteht, als das Sumpfland aufgebraucht ist und die ebenfalls bis dahin von niemand besiedelten Waldgebiete mit Rodungssiedlungen durchsetzt werden. Die Herleitung des Wortes, das wie Holländerei den Ortsnamen amtlich als Hauland angefügt werden kann, ist ungewiß: es kann selbständig bei den Kolonisten aus Volksdeutung oder aus amtlichem Gebrauch stammen. Der polnische Ausdruck lautet für diese Neulandsiedler, ob auf Sumpf oder im Walde, *Olendry, Olen-drowie*, also Holländer. Der Begriff geht in beiden Sprachen auf die rechtliche Stellung der Siedler und ihre Wirtschaftsart. Es sind gleichberechtigte Genossen in der Gemeinde, die mit dem Grundherrn einen Pachtvertrag auf längere Zeit abschließen oder gegen Zins das unter Kultur gebrachte Land zu dauerndem Besitz erhalten. Sie haben jedenfalls keine Allmende. Vor allem wird Weide- und Heuwirtschaft getrieben. Durch solche Kultivierung bisheriger Naturlandschaft entstehen z. B. im Netze- und unteren Warthetal überhaupt erst Siedelflächen<sup>85)</sup> und mit ihnen geschlossene Sprachflächen. Nahezu alle Holländereien sind protestantisch und deutschsprachig. Im Bereich der Provinz Posen werden die ersten Holländereien 1594 bei Bromberg angelegt. Das Vorbild hatten die niederländischen Religionsflüchtlinge in den Weichselwerdern und weiter weichselaufwärts seit den 1520er Jahren geschaffen. Unter den „Holländern“ des Netzedistrikts sind allein die aus Westpreußen einwandernden Mennoniten wirkliche Niederländer.

Im übrigen heißen die lutherischen Deutschen, die dort angesiedelt werden, „Holländer“. Das Beispiel der Gründung von Alexandersdorf mag diesen Sprachgebrauch erläutern. Wie auch sonst ist es der polnische Grundherr, der 1613 im Warthebruch dies Holländerdorf anlegt. Das 1624 von den Siedlern begonnene Schöffebuch nennt in schriftdeutscher Sprache das Dorf „Hollendisch“<sup>86)</sup>. Die Willkür, also Dorfordnung, schließt 1767 mit der Bestimmung, daß beim Verkauf von Land nach „Holländischem Gebrauch“ der Nachbarschaft eine Tonne Bier gestiftet wird. Zur Wirtschaft gehören auch „Fischereyen nach Holländer Art“. Die ersten Kolonisten des Netzebruches sind 1605 bezeichnenderweise Bauern der Weichselniederung, nämlich aus Michelau gegenüber Graudenz und aus Schmerblock im Danziger Werder. Das können sehr wohl echte Holländer sein. Dann folgen Einwanderer aus der Arnswalder Gegend, also aus dem neumärkischen Binnenland. Als Niederländer sind im Netzebruch erst 1765 die Mennoniten von Brenkenhoffswalde erkennbar.



Die Mennoniten<sup>87)</sup> gehören der großen Gruppe der Niederländer an, die im 16. Jahrhundert nach Ost- und vor allem Westpreußen eingewandert sind; sie bilden innerhalb der Gruppe der Protestanten eine eigene Freikirche. Durch Handelsbeziehungen waren persönliche Verbindungen mit den deutschen Küstenstädten schon immer vorhanden. So wandte sich die Masse der Niederländer dorthin. Im ersten Jahrzehnt waren es einzelne Führer. Um 1530 entzogen sich stattliche Gruppen einfacherer Schichten den Glaubensverfolgungen, hatte doch das Wiedertäuferum breitere Schichten ergriffen. Im herzoglichen Preußen<sup>88)</sup>, das den größten Teil Ostpreußens umfaßte, fanden die städtischen Auswanderer vor allem in Königsberg, Memel und Elbing schon im Anschluß an die einheimische Kaufmannschaft und die bereits ansässige niederländische Kaufmannskolonie willige Aufnahme. Die bäuerlichen Einwanderer wurden planmäßig seit 1527 in mehreren Dörfern um Pr. Holland angesiedelt. Diese Gegend, also das Amt Holland, war vor einigen Jahren im Kriege wüst geworden. Die Kolonie gedieh sehr gut und erweiterte sich dauernd, bis durch den Herzog 1543 diese den Lutheranern immer verdächtiger werdenden Flüchtlinge in einer Kirchenvisitation verhört wurden. Das Ergebnis war der Befehl, daß die Niederländer das Land und die Bauernstellen zu räumen hätten. Die Höfe wurden anderweitig besetzt. Diese Jahrzehnte der Ansiedlung blieben ein Zwischenspiel, indem nur Reste zurückblieben, die sich bald unter die Nachbarn verloren.

Von Dauer waren die stärksten Siedlungen bis heute im Weichselgebiet mit den Vororten Danzig und Elbing. Im Danziger Artushof hatten die niederländischen Kaufleute eine eigene Bank. Der niederländische Handel ging vor allem nach Danzig. Die Gewerbetreibenden siedelten sich vor der Stadt als Gärtner an, und zwar in den dem Bischof von Cujavien gehörenden Vorstädten Neu-Schottland und Hoppenbruch. Trotz aller Wechselfälle blieb diese Gruppe sehr stark. Zu diesen Siedlergruppen gehörten auch auf dem Lande Lutheraner neben den Taufgesinnten. Nur die letztere Gruppe blieb längere Zeit als Mennonitengemeinde bei der niederländischen Sprache, die als Kirchensprache in Danzig bis 1800 in Gebrauch war.

Damals kam auch das niederländische Gesangbuch ab. Auf dem Lande siedelten die Holländer im Gemenge mit anderen. Als niederländisch erkennbar bleibt nur die als Gemeinde bis heute bestehende Gruppe der Mennoniten. Sie sitzen besonders dicht im Großen Werder um Tiegenhof, wo sie die tiefsten, unter dem Meeresspiegel liegenden Ländereien urbar machten. In keinem Dorfe haben sie die Mehrheit. Ihre Zahl liegt im letzten Jahrhundert um 10 000. Sie sind tüchtige und erfolgreiche Bauern. Die Siedlungen reichen an der Weichsel aufwärts bis oberhalb von Thorn. Nach dem Erwerb des Weichsellandes durch Preußen entzogen sich größere Schübe der drohenden Waffenpflicht, indem sie 1787 und dann seit 1804 nach Südrußland zogen.

Dort sollten sie 1874 die allgemeine Wehrpflicht übernehmen, da setzte eine Massenauswanderung aus dem unterdessen stark ausgebauten Kolonistengebiet nach Nordamerika und Mexiko ein. 1930 entstand im Gran Chaco eine beisammenliegende große Kolonie von mennonitischen Rußlandflüchtlingen.

Sie alle haben von Amur bis Kanada und Paraguay das westliche Niederpreußische als Haussprache und das Hochdeutsche als Kirchen- und Schulsprache mitgenommen, nicht mehr das Niederländische. Anfang des 18. Jahrhunderts siedelten sich Mennoniten auch in der Memelniederung an. Für die Sprachgeschichte hatte dies keine Folgen, auch dort sind alle niederpreußisch.

Der Übergang vom Niederländischen zum Niederpreußischen läßt sich im Weichselgebiet in einzelnen Zeugnissen sehr gut beobachten. So zeigen Notizbücher aus der Gegend von Graudenz und aus Danzig niederländische Eintragungen<sup>89)</sup>. Es ist ein vollständiger Eintausch erfolgt, nur wenige Restwörter sind geblieben. Dabei haben die Rußlandwanderer von 1787 ein Niederpreußisch mitgenommen, das seine altertümlichen Merkmale nur in der mennonitischen Altkolonie und in der Weichselheimat östlich vom Auswanderungsbezirk bewahrt hat. Dieser Bezirk ist vor allem der Norden des Großen Werders, nicht die Frische Nehrung, wo allein heute diese Mundart noch lebt. Die Gruppe von 1804f. hat schon die unterdessen eingezogene heutige niederpreußische Mundart. Es liegt auch soziale Schichtung vor, indem die erste Gruppe aus armen Leuten bestand, die jene unterdessen bis 1804f. alle Schichten erfassende niederpreußische Verkehrsmundart noch nicht übernommen hatte. Jedenfalls haben sie auch in der Ferne außer jenen im Weichseldelta zu beobachtenden Restwörtern nichts Niederländisches in ihrer Haus- und ihrer Hochsprache mehr.

In volkstümlichem Sprachgebrauch wird das Niederdeutsche der Weichselgend oberhalb Thorn auch *Holländisch* genannt<sup>90)</sup>. Es mag in diesem Falle die starke Beteiligung der Mennoniten an der Siedlung mitsprechen.

## IV. Das Mitteldeutsche.

### 1. Das Schicksal der Mitte des Ostmitteldeutschen.

Den größten Verlust an Fläche hat das Mitteldeutsche im Strich zwischen dem heutigen Mitteldeutschen Südpolen und der Westgrenze des Hochpreußischen erlebt (vgl. S. 18 und Karte 2 S. 19). Seit dem 16. Jahrhundert ist niederdeutsche Mundart eingezogen. Das Niederdeutsche von Brandenburg her und das Mitteldeutsche von Schlesien her treffen sich im 13. Jahrhundert an der Warthemündung. Bistum Lebus südlich davon gehört zu Brandenburg, aber das Land Küstrin nördlich wird vom schlesischen Herzog 1294 an die Templer geschenkt, die frei damit walten können und es anbauen. Bei dieser Selbständigkeit liegt der Schluß nahe, daß die Siedler wegen des Oberherrn aus Schlesien kamen. Dies Land hat Schlesien aber sehr bald verloren. Es liegt mithin kein Grund vor, den heutigen Zustand nicht als ursprünglich anzunehmen, daß nämlich das Land Küstrin niederdeutsch, die südliche Nachbarschaft mit Bistum Lebus eher mitteldeutsch ist. Die bis 1482 feste Grenze Schlesien—Polen westlich der Linie Crossen—Schwerin hat sicherlich im ganzen mitteldeutsche Siedler eingeschlossen. Im großen liegt die Mundartzone zwischen Niederdeutsch und Mitteldeutsch noch heute dort. Die Netzemündung bleibt im Mittelalter, bis nahe an die Mündung in polnischem Gebiet, ohne jede deutsche Siedlung. Erst am Oberlauf, schon nahe Bromberg, der deutschen Liebblingsschöpfung Kasimirs d. Gr., liegen die 1299 deutschrechtlich werdenden Städte Nakel und das von polnischer Adelsfamilie angelegte Rynarzewo. Beide Städte sind 1772 stark deutsch durchsetzt geblieben<sup>91)</sup>. Das Mitteldeutsche mag diese Städte mit deutschem Bürgertum und noch die große Dörfergruppe um Krone a. d. Brahe umfaßt haben und dann in Kulm das rechte Weichselufer und damit das Deutschordensland erreicht haben. Die Keimzelle des Bezirks um Krone war jenes Cisterzienserkloster von 1234. Ein Pole wurde als Abt erst 1480 aufgenommen<sup>92)</sup>. An diesem Nordrand hat Polen die Erschließung der gewaltigen Grenzwildnis bei Nakel und Filehne den Cisterziensern der schlesischen Klöster Lebus und Heinrichau angeboten<sup>93)</sup>. Es kam im Mittelalter überhaupt nicht zu solcher Bewältigung dieses siedlungsleeren Gebietes, erst seit dem 16. Jahrhundert durch die Holländereien von Norden her. Die pommerellischen Schöpfungen um Schöneck und die Städte Neuenburg, Dirschau bleiben im niederdeutschen Gebiet liegen, auf dem rechten Weichselufer südlich vom Delta am ehesten noch Marienwerder. Wenigstens weist sein niederdeutscher Name in die Hannoversche

Landschaft. Aber das Bürgertum kann auch hier stark mitteldeutsch gewesen sein. Die pommerellischen und pommerschen, dann die ebenfalls in der Ostpolitik mit dem Deutschen Orden wetteifernden brandenburgisch-askanischen Markgrafen sind im niederdeutschen Kulturkreis tätig und tragen diese Siedlung in Horsten vor. Das niederdeutsche Kloster Lehnin legt auf dem polnischen Westrand den deutschen Horst um Kloster Paradies, und dies das Tochterkloster Fehlen im Kr. Bomst an. Zur selben Zeit ist der deutsche Meierhof der Mönche des mitteldeutschen Klosters Dobrilugk zum Konvent Blesen ausgebaut worden. Er liegt in der Nordwestecke Polens südlich von Schwerin. Solche Kolonisatoren könnten sich ihre Leute von Hause holen, brauchen es aber nicht. Der Stand der Lokatoren, der Dorfsiedelunternehmer, hat bereits eine lange Übung gewonnen: der Bauernbesatz kann von ihnen aus ganz anderer Gegend angeworben und hergeführt sein.

Der deutsche Orden, mit ihm Bischof und Domkapitel des Ermlandes, lenkte über die Weichsel in den Südwesten bis an die heutige Ostgrenze des Hochpreußischen über Heilsberg hinaus mitteldeutschen Bauerneinzug, in den breiten Küstenstreifen nördlich davon niederdeutschen. Das ergibt die heutige Aufteilung in eine hochpreußische und eine niederpreußische Fläche.

Im Kulmerland erscheinen lange vor der planmäßigen Dorfsiedlung in Gruppen, die erst nach dem Aufstand der Preußen 1282 einsetzt, schon zwei Jahrzehnte nach Gründung der ersten Städte die deutschen Dörfer Hermannsdorp, Arnoldisdorp, Cuncendorf (Kulm U. B. Nr. 18, 29), alle bei Kulmsee<sup>94</sup>). Die beiden ersten sind vom Bischof, das letzte von einem Gutsbesitzer angelegt. Ihre deutschen Namen schwinden, wohl mit dem Deutschtum ihrer Bauern oder diesen selbst. Sie heißen nachher Skompe, Biskupitz, Konczewitz. In der frühen Neuzeit ist nur das erste, wie andere Dörfer der Nachbarschaft, erneut mit Deutschen besetzt worden. Die Sprachform -dorp inmitten des Urkundenlateins ist als Zeugnis niederdeutscher Herkunft zu werten. Die frühen und isolierten Gründungen können sehr wohl von anderen Mundartträgern als die mehrere Jahrzehnte später in geschlossenen Gruppen erfolgende bewohnt sein, für die wir das Mitteldeutsche ansetzen. Das heutige Niederdeutsche des Kulmerlandes ist jung. Das Dorf Mielenz im Gr. Werder heißt 1282 Miloradesdorp und liegt in einer seither erhaltenen niederdeutschen Sprachfläche, ebenso Vertechhoven, Hinrikesdorp 1319 in Nordermund, Musdorp im Gr. Werder etwa 1360.

## 2. Das Hochpreußische und seine Herkunft.

Im Posenschen ist bis in die Mitte der Landschaft noch heute schlesische Mundart heimisch. Ihre Träger sind bereits im Mittelalter von dort herzu-leiten, doch auch die westlich Schlesiens liegenden Länder sind beteiligt. Die Neuzeit bringt dauernd Nachschub. Posen-Stadt wird 1253 von einem

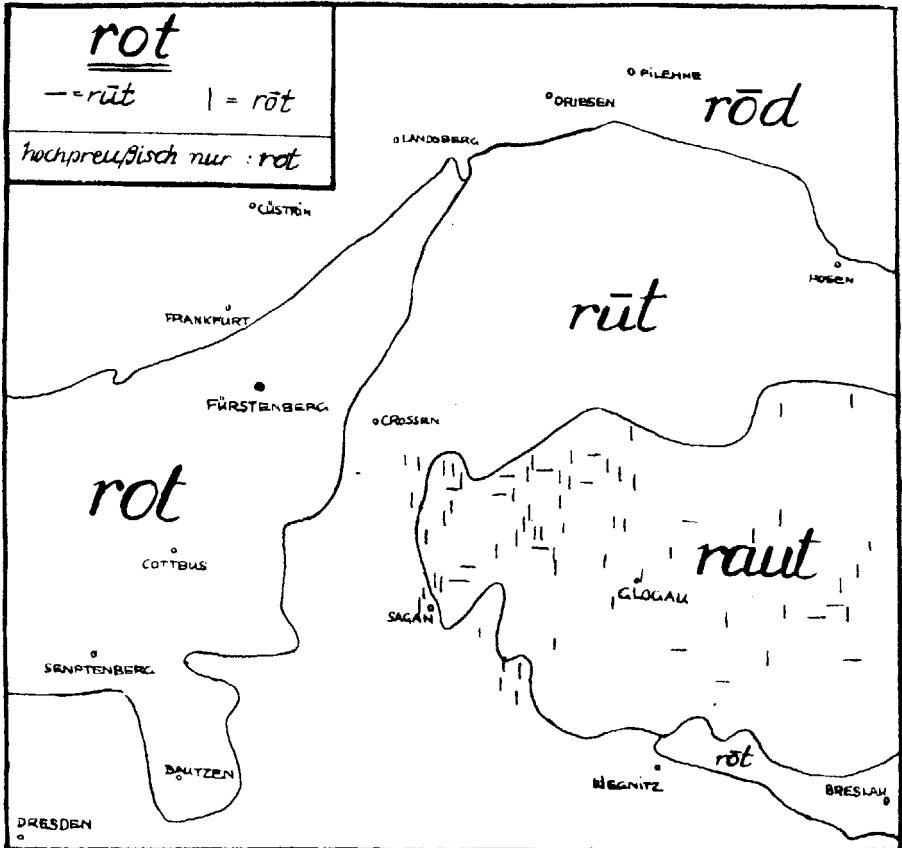
Mann aus Guben in der Lausitz als deutsche Stadt eingerichtet. Die Cisterzienserklöster Leubus, Heinrichau, Dobrilugk kolonisieren im Posener Land. Der Breslauer Bischof gründet die Stadt Zduny. Die Klöster Owinsk nördlich Posen und Olobok Kr. Ostrowo werden vom schlesischen Kloster Trebnitz betreut. Überhaupt mag, soweit der polnische Staat nach Norden reichte, ostmitteldeutsche Bürger- und Bauernschaft hereingeholt worden sein. Die nördlichste Gruppe mögen die um das Kloster Krone a. d. Brahe liegenden Dörfer gewesen sein. Aus dem Mitteldeutschen wird der Wandel Brahenburg zu Bromberg ( $\bar{a} > \text{md. } \bar{o}$ ) verständlich, aber im Niederdeutschen liegt Dramburg a. d. Drage. Zwischen der schlesischen Mundart im Süden von Posensland und dem im östlichen Westpreußen beginnenden Hochpreußischen<sup>95)</sup> ist das Mitteldeutsche verlorengegangen. Seit dem 16. Jahrhundert ist auf diesem entdeutschen Streifen das Niederdeutsche, vor allem Ostpommerns, eingezogen. Das Hochpreußische ist die mitteldeutsche Mundart in Ostpreußen und im Osten Westpreußens. Sie wird in der Forschung als schlesisch bezeichnet, der Osten rechts der Passarge als breslau(i)sch.

Zunächst ist für das Hochpreußische ein niederdeutscher Einschlag festzustellen. Und zwar ist lautlich der Schwund von  $-en > -\emptyset$  beiden gemeinsam; er ist als Welle aus dem Niederpreußischen herzuleiten, das auch eine allerdings nicht lange Reihe von Lehnwörtern abgegeben hat. Besonders eindrucksvoll ist da die Ablautform *klin* 'klein', die das mittelalterliche *lützel* verdrängt haben muß und im Hochpreußischen alleingültig geblieben ist, während *klin* im Niederpreußischen vor der Ablautstufe *klein* allenthalben zurückweicht<sup>96)</sup>. Als weitere niederdeutsche Lehnwörter sind nach ihrer Form im Hochpreußischen zu werten *dríst* 'dreist', *stíf* 'steif', *rüp* 'Raupe'. Aber *brüsch* 'Beule', *fabistare* 'sich verirren', *gris* 'grau', *stíme* 'heftig schneien' haben in der Verkehrssprache ganz Ostpreußens diese Lautstufe behalten, sie sind also von jenen zu trennen.

Ein Durcheinandersiedeln ist daraus noch nicht zu folgern, so auch nicht aus der echten Mischform *derf* 'Dorf', das neben *dorf* im Breslauschen gilt. Diese Form ist im grammatischen System vereinzelt und kann aus einem schmalen Grenzgürtel zwischen hoch- und niederpreußisch wie jene Lehnwörter ins Innere marschiert sein. *derf* kommt auch in Westdeutschland an der Grenze zwischen Niederdeutsch und Mitteldeutsch in breiten Gürteln vor, ohne daß eine Siedlermischung vorauszusetzen ist<sup>97)</sup>. Auch die Verkleinerungsendung  $-ches$  ist durchaus nicht Mischung von hochpreuß.  $-che$  und niederpreuß.  $-kes$ , derer Sprachträger dann im Lande selbst nebeneinander und durcheinander gesiedelt hätten<sup>98)</sup>.

Das Hochpreußische ist von Westen über Norden zum Osten vom Niederdeutschen umschlossen und marschiert im Süden selber ins Masurische vor. Bei solcher Binnenlage dringen niederdeutsche Lehnwörter und überland-

schaftliche Sprechmoden wie *n*-Schwund hinein. Ein Ausstrahlen aus dem Hochpreußischen in die niederdeutsche Nachbarschaft ist nicht zu erwarten. Wohl aber breitet es sich in ganzer Fläche nach Westen auf Kosten des Niederpreußischen aus.



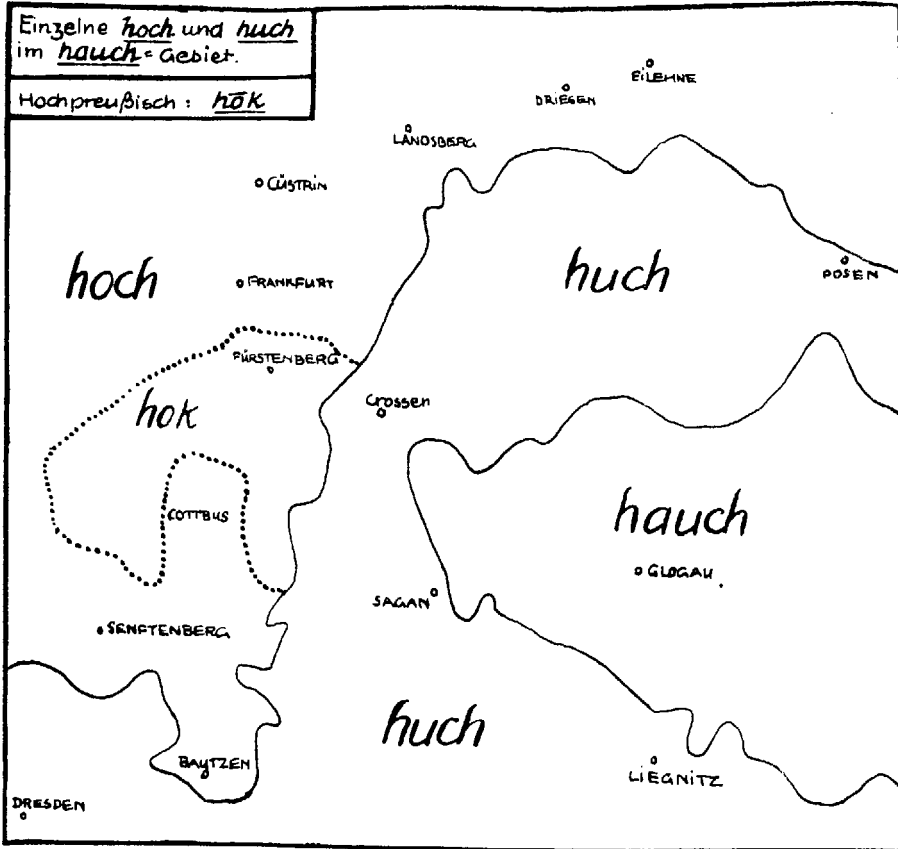
Karte 8: 'rot'.

Die mitteldeutschen Siedler haben hier die neuhochdeutsche Diphthongierung noch im Werden mitgebracht (S. 92).

Die eigentliche Siedelzeit ist die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts.

Die Untersuchung der Frage, ob das Mitteldeutsche in Altpreußen schlesisch sei, ist mit den heutigen Mitteln der Forschung bald durchgeführt. v. Unwerth, Die schlesischen Mundarten 1908, S. 4, stellt die Eigenheiten der schlesischen Gesamtmundart zusammen, sie werden von der Forschung als gesamt-schlesische Merkmale anerkannt<sup>99</sup>). Zur Entscheidung unserer Frage ist die durchgehende, wenn auch durch Analogie oft gestörte Dehnung des mittelhochdeutschen Kurzvokals in geschlossener Silbe vor ursprünglicher

auslautender Doppelkonsonanz wichtig. Für das Hochpreußische ist festzustellen, daß solche Dehnung durchweg unterbleibt, also die Erhaltung der Kürze in dieser Stellung lautgesetzlich ist. Nach v. Unwerth § 98 ist z. B. 'Stall' gesamtschlesisch gedehnt *stól*, hochpreußisch (Stuhrmann a. a. O.;



Karte 9: 'hoch'.

W. Kuck, Die nordöstliche Sprachgrenze 1923; Teuthonista 1926, S. 92f., 4, S. 266f.) lautet dies *stal*, vergleiche 'Stamm' schles. *stōm*, hpr. *štam*, 'Mann' *mōn*: *man*, 'Dach' *dāch*: *dach*, 'Bock' *bōk*: *bok*, 'Faß' *fōs*: *fas*, 'ich' *īch*: *ech*, 'Stich' *stīch*: *stech*, 'Busch' *pūs*: *puš* usw. In den schlesischen Diphthongierungsmundarten gilt für jenes *ō* der schlesischen Stammundarten *ūo*, für *ī* ein *ai* oder *ē*, für *ū* ein *au* oder *ō*, *eu*. Auf weitere Varianten brauchen wir nicht einzugehen: immer wieder geht das Hochpreußische andere Wege. Im Schlesischen ist *a* (v. Unwerth § 2) nur in bestimmten Fällen erhalten, in Kürze ist es sonst *o* geworden. Auch da verhält sich das Hochpreußische anders, es hat jenes häufige *o* nicht, vgl. schles. 'Flasche' *floš*: hpr. *flaš*. Der

Sekundärumlaut *ä* ist schlesisch *a*, *ā*, aber hochpreußisch *e* (v. Unwerth § 4), Stuhmann S. 10: schles. *garvr* 'Gerber': hpr. *gärwe* 'gerben' (Kuck § 9). Für das Gesamtschlesische gilt als weiteres Merkmal die Kürzung vom mhd. *uo*, *üe*, *ie* (v. Unwerth §§ 42—44) vor inlautendem, stimmlosem Geräuschlaut: z. B. *gut* 'gut', *husta* 'husten', *ḡise* 'Füße', *ḡisa* 'gießen'. Diesmal stimmt das Hochpreußische dazu: *gut*, *huste*, *ḡis*, *ḡise*. Auf hochpreußische Abweichungen von dieser Gleichung wie *blit* 'Blatt' legen wir keinen Wert. Im Sprachatlas können wir die räumliche Ausbreitung bei 'gut' 'Füße' vergleichen: die Kürzen reichen weit über das Schlesische nach Westen über die Gegend von Chemnitz bis nahe an Leipzig, und nach Hessen. Das Obersächsische hat nach C. G. Franke (Progr. Leipzig 1884) § 68 Kürze in 'Füße', 'gut', 'gießen', sie gilt auch in 'husten' und so fort (K. Müller-Fraureuth, Wörterbuch der oberländischen und erzgebirgischen Mundarten).

Die Dehnung zeigt sich übrigens weit außerhalb Schlesiens im Erzgebirgischen (H. Becker, Mundart und Geschichte im Osterzgebirge 1933, S. 63), sie reicht ins Westerbirgische hinein. Die Forschung setzt im Zuge der Sudeten Übergangszonen weit nach Westen in der Richtung dorthin an. Die Oberlausitz hatte schon v. Unwerth zum Schlesischen gerechnet. Die hochpreußische Verkleinerungsendung *-che(n)* gilt im Schlesischen nur in altertümlichen entlegenen Orten des Randes, die süddeutsche *-l*-Bildung hat im Schlesischen gesiegt. Stimmt das Hochpreußische überhaupt etwa zum Altschlesischen? Auch das ist zu verneinen, und zwar nicht nur weil die altschlesische Mundart in Einzelstücken, nicht aber in vergleichbarer Gesamtheit bekannt ist.

Als gesamtschlesisches Merkmal gilt noch das Vorkommen von *ḡ*, *t* statt *b*, *d* in bestimmten Wörtern wie 'Bauer', 'Buckel', 'Butter', 'brüllen', 'tausend', 'Docht', 'Busch'. Auch dies ist weiter verbreitet, wenn auch heutzutage das Obersächsische mit andern Nachbarmundarten solchen Anlaut sowieso aufgegeben hat. Der Sprachatlas kann mithin auf der Karte 'Bauern' nur den heutigen Zustand melden: außer dem Schlesischen und Hochpreußischen hat die Niederlausitz *ḡ*, das bis in die Gegend von Dobrilugk, vereinzelt sogar bis zur Saale reicht.

Das Schlesische hat auch sonst viel mit Nachbarlandschaften gemein, auch dies beweist darum schlesische Herkunft nicht. Vergleichen wir überhaupt, wieder in aller Kürze, nunmehr weiter den Sprachatlas. Auf der Karte 'gefallen' reicht schlesisches *-ḡolln* über die Westgrenze und in die Oberlausitz hinein, die Niederlausitz hat *a* wie das Hochpreußische. Doch hier kann Anschluß an die Umwelt des Niederpreußischen geargwöhnt werden. 'hat' zeigt in der Leitform *hot* Übereinstimmung mit Schlesien, Oberlausitz und südlichem Obersachsen. Auf der 'hast'-Karte stimmt hpr. *host* zum äußersten Süden von Schlesien und zur Lausitz.



'Feuer', 'euch', 'heute', 'Leute', 'neu', 'neun' zeigen schles. *euch*, hpr. und niederlausitz. *eich* usw., aber einige *ei* sind im Schlesischen verstreut und reichen bis nach Thüringen hinein. Wir können uns eine Erörterung über Möglichkeiten älterer Verteilung im Schlesischen ersparen, nachdem die Entscheidung über die Zuständigkeit des Schlesischen für das Hochpreußische doch schon vorhin gefallen ist. Wir brauchen keine Bestätigung mehr, sondern nennen nur einige Karten: 'gestorben' schles. *u* : hpr. *o*, 'schön' schles. *ie* und Varianten: hpr. *ē*. Auch die Karte 'rot' vertritt die stattliche Gruppe der Belege für hpr. *ō* : schles.oberlaus.südoberächs. *ū*.

Wenn nicht das Schlesische, wo haben wir dann die Stammheimat zu suchen? Heute stimmt am ehesten dazu die deutsche Niederlausitz mit Umkreis. Die Sprachatlaskarte 'hoch' zeigt schles. *hūch*, daneben Zwielaute im Neiderländischen, an den Rändern die Entmischung von *ū* und *au*, nämlich *ō*. Das Hochpreußische hat neben *hoch* das *hōk*, das wir in der Gubener Gegend, vom linken Saaleufer nach Osten über die Elbe bei Torgau bis dicht vor Dobrilugk, und weiter zurück in Oberhessen, finden. Wie *k* sprachgeschichtlich herzuleiten ist und wie es in den mittleren Osten kam, beschäftigt uns nicht. Wir haben nach der hochpreußischen Stammheimat im Osten zu suchen.

Der „Deutsche Sprachatlas“ 1926f. bringt auf Karte 17 *Kind* im Breslauischen und nördlichen Oberländischen die Form *kingd*. Sie findet sich in Mittel- und Nordschlesien verstreut wieder, aber auch rings um Guben. Auf der Wenkerkarte *tut* entspricht wieder ein hpr. *tit* der gleichen Form in Mittel- und Nordschlesien. Diesmal sind nur wenige *tit* westlich und südlich vorgelagert. Es können Reste einer einst viel größeren Fläche sein. Doch bleiben solche Gleichungen nebensächlich neben jenem entscheidenden Ausfall der durchgehenden schlesischen Merkmale im Hochpreußischen.

Gegen wortgeographische Gleichungen und Beweisführung können wir kühl bleiben, aber die Karte 'heiß' liefert beiläufig ein unerwartet krasses Beispiel. Das Reichsblatt 'heiß' zeigt unter den Singleichen von 'heiß' nirgends außer im Ostflügel des Hochpreußischen und zwischen Forst in der Lausitz und Frankfurt a. d. Oder *brüh*, und zwar in beiden Fällen dicht gehäuft.

Zunächst suchen wir weiter die Stammheimat. Die Mundartgeographie führt uns oft genug über die Niederlausitz und ihr Vorland auf beide Oderufer von Frankfurt nach Westen. Von der niederdeutschen Grenzzone an, soweit sie an das Schlesische anschließt, sucht unser Blick die Ausgangslandschaft bis ins Obersächsische zurück. Aber dort wird der Raum der vergleichbaren Möglichkeiten knapp, je weiter nach Westen, um so mehr. Wir finden uns beim Nachforschen nach den mundartlichen Ahnenreihen immer wieder in die Niederlausitz und dem breiten nach dem Brandenburgischen überleitenden Rand zurück. Im ersten Augenblick stützen wir,

denn in der Lausitz liegt breithin der Wendenblock. Wie kann da die Ausgangslandschaft für jenen Osten vermutet werden. Beim Auszählen der Familien der Ostwanderer sind wir aber schon früher auf annehmbare Zahlen gekommen, so für die Gegend nördlich des Hochpreußischen.

Die Niederlausitz hat an ihren Rändern einen starken deutschen Siedelstreifen im 13. Jahrhundert erhalten<sup>100</sup>). Sie ist die Zwischenlandschaft zwischen der Leipziger Tieflandbucht und der Warthelandschaft. Sie hat zwar viel Wald und noch mehr Sand, aber der Westen, Norden und Süden tragen dichte Gruppen großer Bauerndörfer, die nach ihrer Anlage deutsch sind. Im Westen, also im Norden des Kreises Luckau, ist diese Siedlung schon um 1200 im Gange, wie auch im Süden bei Dobrilugk. Breite Streifen, die uns für das Hochpreußische sprachlich besonders beschäftigt haben, ziehen sich im Norden durch die Landschaft Beeskow-Storkow und durch den Norden des Kreises Guben, wo 1268 das deutsche Kloster Neuzelle ersteht. Im Südwesten ist die Sorauer Gegend dicht deutsch besiedelt, wir geraten da in den Bannkreis des Schlesischen. Vor allem die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts lockt den deutschen Bauern ins Land. Im Innern aber wird geringere ländliche Deutschsiedlung gemutmaßt, diese Mitte ist ja bis in die Gegenwart wendisch geblieben.

In der Oberlausitz<sup>101</sup>) gibt es Dörfer, die nur einen deutschen Namen, auch im Wendischen, haben und nachträglich wendisch geworden sein müssen: Burkendorf, Frauendorf, Arnsdorf, Hermsdorf u. a. m. Aus der Neuzeit wissen wir direkt, daß Deutsche inmitten andern Volkstums wendisch wurden, so unter den Friderizianischen Kolonisten des 18. Jahrhunderts. Außer solcher Aufsaugung in vereinzelter Lage, die wir allerwärts unter den Völkern hin und her kennen, macht auch ein Gang in die politische Geschichte nachdenklich. Um 1031 kommt die Lausitz an die Wettiner. In der friedlichen Zeit unter Heinrich dem Erlauchten aus diesem Hause, 1252—1288, wird der kräftigste Siedeleinzug möglich gewesen sein. 1298 kommt die Niederlausitz an die Brandenburger, sie hatten 1255 schon die Oberlausitz. Als Waldemar 1319 starb, ging der jahrzehntelange Kampf um die Niederlausitz los. Die Oberlausitz nahmen sofort die böhmischen Luxemburger. Die Niederlausitz, um die der Wettiner, der Herzog von Jauer und der Böhme streiten, kam an Ludwig von Wittelsbach, dessen Söhne sie 1323 an den Markgraf von Meißen verpfändeten. 1339 löst sie Ludwig wieder ein. 1353 kommt sie an Wettin, 1364 an Böhmen. Uns interessierten nur die ersten Abschnitte bis zur Jahrhundertmitte.

Denn im selben Zeitraum wird das hochpreußische Gebiet besiedelt. Lockte die Befriedung des altpreußischen Landes durch den Deutschen Orden gerade Kolonisten der umkämpften und von der politischen Führung etwa vernachlässigten Niederlausitz? Das Hochpreußische erstreckt sich von

Riesenburg, Elbing über Mohrungen hinaus bis an die Passarge über Gebiete des Deutschen Ordens und östlich anschließend über ein Stück des Bistums Ermland bis über Heilsberg und Seeburg hinaus. In der nördlichen Nachbarschaft lagert sich wiederum über beide Gebiete niederdeutsche Mundart. Das Bistum ist zwar exemt, wenn auch unter der politischen und tatsächlichen Hoheit des Deutschen Ordens. Der Bischof von Ermland und der Deutsche Orden sind aber als zwei selbständige Kolonisatoren anzusehen, das ist an der Vergabung von deutschrechtlichen Dörfern zu erkennen. Der Orden hat seine Dörfer grundsätzlich in jener mittelalterlichen Siedelzeit nur an Deutsche ausgegeben. In unserer Frage nach dem Stammlande der hochpreußischen Siedler ist es gleichgültig, wieweit der ermländische Bischof oder sein Domkapitel bei der Auswahl der deutschen Siedler selbständig waren. Wohl sind die Bezirke des Domkapitels und südlich davon des Bischofs als geordnete Siedellandschaften erkennbar. Nördlich der durch das Ermland querlaufenden nieder- und hochpreußischen Grenze siedelt das Domkapitel Niederdeutsche an, südlich davon der Bischof Mitteldeutsche. Die Grenze läuft in einem Waldgürtel, eine ehemals altpreußische Landschaftsgrenze. Beide Siedelherrschaften teilen sich in drei Dörfer, die nachher ganz zum Kapitelland kommen<sup>102</sup>). Es sind Kleefeld, Heinrickau, Komainen. Nun reicht(e) das niedersächsische Bauernhaus bis dahin, aber die beiden letzten Dörfer sind hochpreußisch. Heinrickau zeigt niederdeutsche Namenform, aber Komainen hochpreußischen Zwielaute. Bischof und Kapitel siedeln sonst also getrennt.

Der im Ordensgebiet gelegene Westteil des Hochpreußischen ist seit 1525 protestantisch, der Osten katholisch geblieben. Es könnten danach stärkere mundartliche Unterschiede zu vermuten sein, als wirklich zwischen West (=Oberländisch) mit der Übergangsmundart des Rosenbergschen und Ost (=Breslauisch) vorhanden sind. Sie kommen übrigens für die Entscheidung unserer Frage nicht in Betracht. Der Siedlerstrom des Hochpreußischen erreicht nur auf einem ganz kurzen Abschnitt die Ostgrenze des Bistums, den östlichsten Abschnitt bei Rössel nicht mehr. Dieser ist niederdeutsch, wie auch der Norden des Bistums um Braunsberg.

Der Zeitraum des Einzuges des Hochpreußischen ist recht genau festzulegen, es ist die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts. Die Festlegung der Zeitspanne gelingt im Gegensatz zur westlicheren ostelbischen Neulandsiedlung in zuverlässiger Weise durch die zahlreichen Dorfgründungsurkunden, die sogenannten Handfesten. Ist kein bestimmtes Jahr genannt, so kann nach der Verwaltungstätigkeit des kolonisierenden Beamten eine Spanne zwischen bestimmten Jahren angegeben werden. Das Jahr der Handfeste der Dörfer kann am Anfang, inmitten oder am Ende der Freijahre liegen. Mit solchem Spielraum einiger Jahre haben wir immer zu rechnen. Wir gehen auf die Besiedlung dieser Striche ausführlicher ein, weil die Siedlungs-

geschichte hier im Lichte vortrefflicher urkundlicher Bezeugung übersehbar, überhaupt beispielgebend ist.

Uns beschäftigt hier nicht die frühe Anlage von Rittergütern, und die der Städte erst in zweiter Linie, da die Mundart von Bauern ausgegangen ist. Diese haben als Nachbarn die Altpreußen, zwischen deren Dörfer und Güter sie sich ansiedelten, sprachlich eingedeutscht. Die übliche Meinung ist mindestens hiezulande voreilig, die Bauern wären aus den Stammländern der Vertreter jener Stände gekommen. Es besteht kein Anzeichen dafür. Die älteste Stadt des heute hochpreußischen Bereiches ist nach Christburg 1288 Pr. Holland mit der Handfeste von 1297. Sie liegt am Rande der weiten Niederung des Ostufers des seit Jahrhunderten verlandenden Drausensees. Die dort angelegten Dörfer sind deutsche Gründungen. Erst der Nordrand dieser Niederung, nämlich der Südrand der Elbinger Höhe, trägt mit dem in vordeutscher Zeit wichtigsten Handelsmittelpunkt eine dichtere Reihe von altpreußischen Orten, wie Maislatein, Bartkamm, Wöcklitz, Pr. Mark.

Der Stadtname Pr. Holland kann sehr wohl die Erinnerung an holländisches Stammland bewahren, aber ob es eine größere Gruppe niederfränkischer Siedler oder gar nur eine bedeutendere war, ist nicht zu erkennen. Jedenfalls deutet sprachlich nichts darauf. Im Gegenteil, die Gruppe von Dörfern um Pr. Holland macht die Nordwestecke des Hochpreußischen aus, dem sich die ehemals altpreußischen Dörfer des Südrandes der Elbinger Höhe, die selber niederdeutsch ist, angeschlossen haben. Das große Dorf Steegen ist zwischen 1297—1299 angelegt, ebenfalls die stattlichen Dörfer Schönfeld, Marienfelde und Hirschfeld. Seit einem Jahrzehnt bestehen südwestlich davon, in der Umgegend von Christburg, einige große deutsche Dörfer: Posilge, Lichtfelde. Am Rande des nordöstlich gelegenen Preußenhorstes mit den Gütern Krapen, Kröxten, Lippitz, Lodehnen, Pachollen, Pröckelwitz, Rossitten, Opitten erstehen die deutschen Bauerndörfer Blumenau und Liebwalde 1299, Baumgarth, Heinrichsdorf, Reichenbach zwischen 1304—1316, Miswalde, Heiligenwalde 1324. So geht es in Gemengelage mit den altpreußischen Siedlungen bis an die Passarge mit den Zeitwerten wie 1299 (Kuppen bei Saalfeld), zwischen 1304—1316, 1302—1317, 1320—1331, 1336 mit deutschen Dorfgründungen aus wilder Wurzel weiter bis an die Passarge. Damit ist um 1330 die Deutschsiedlung der Fläche des Oberländischen, d. h. des Westteiles des Hochpreußischen, abgeschlossen. Die durchweg großen Bauerndörfer sind über das heutige Oberländische zwischen den zahlreichen Preußensiedlungen, die jedesmal von Hause aus kleiner waren, mit diesen so verteilt, daß nirgends größere Gruppen beisammen sind. In jenem Ostrande ist die Stadt Mohrungen 1328 gegründet, Liebstadt angeblich schon früher. Die deutschen Bauerndörfer besorgen schon durch ihre gleichmäßige Verteilung die Eindeutschung der dazwischenliegenden Preußensiedlungen.

Dieser Westteil ist Deutschordensgebiet. Östlich davon im Ermland ist der mitteldeutsche Anteil Ergebnis etwas jüngerer Siedlung. Allerdings sind die beiden nicht weit von der Passarge angelegten Dörfer Basien und Arnsdorf früh entstanden, das erste schon vor 1306, das zweite ist 1308 angelegt, wie weiter östlich die Stadt Heilsberg. Die Handfeste des deutschen Dorfes Mighnen lautet von 1311. Die Stadt Wormditt ist wohl 1312 gegründet, im Südosten die Stadt Seeburg 1338, im Süden stand schon bald ein Jahrzehnt die Stadt Guttstadt. Die Masse der deutschen Dörfer dieses Ostflügels des Hochpreußischen ist in den dreißiger Jahren angesetzt worden. Doch überall verstreut einzelne schon vorher, zu jenen an der Westgrenze des Bistums kamen noch Dietrichsdorf und Voigtsdorf vor 1326, Sommerfeld 1328, im Osten stand schon 1318 Lokau, im Nordosten Kiwitten ein Jahr später. Hart an der niederdeutschen Grenze im Norden liegt Heinrikau 1317. Insgesamt ist hier die Zeit des deutschen Bauerninzuges von Mitte des ersten Jahrzehnts des 14. Jahrhunderts bis etwa 1340 festzulegen.

Die Siedelfläche des Oberländischen entsteht im Ordensgebiet während des letzten Jahrzehnts des 13. Jahrhunderts und den ersten drei folgenden, die des Breslauischen im Bistum im ganzen während der zwanziger und dreißiger Jahre.

Auch für das Hochpreußische hat die Forschung<sup>103)</sup> über Namensgleichungen nach der Heimat gesucht. Wieder ist die Masse der deutschen Ortsnamen nach den allgemein im ostdeutschen Raume im Mittelalter üblichen Mustern gebildet, deren Neuschöpfung im Neulande einen Rückschluß auf die stammesmäßige Herkunft kaum einmal zuläßt. Es können hier wie auch sonst nichtdeutsche Ortsnamen für unstrittig deutsch-besiedelte Dörfer und Städte aufgezählt werden. Krekollen nordöstlich Heilsberg hieß bei seiner Gründung 1336, als der deutsche Besatz noch bemerkenswert war, Dützsental. Das Volkstum ist für das ursprünglich Wolfshagen benannte Dorf südlich Allenstein nicht wie dort erkennbar, es wurde der Name Jommersdorf nach dem preußischen Schulzen üblich. Für die vielen Städte altpreußischen Namens, wie Wormditt, Mehlsack, Schippenbeil, Rössel, Wehlau, Tapiau, ist deutsche Bürgerschaft natürlich fraglos.

Für das Hochpreußische hat man unter dem Eindruck der selbstverständlich gewordenen Lehre von der schlesischen Herkunft des Hochpreußischen gerade im Schlesischen manchen Namen wiedergefunden. Beweiskräftiger als Einzelnamen sind Gleichungen von beisammenliegenden Namengruppen. Um Liebstadt herum liegen die Dörfer Waltersdorf, Hermsdorf, Neuendorf, Herzogswalde, Arnsdorf, Döbern, Neuhof. Ganz dieselbe Gruppe findet sich wieder um Liebstadt bei Dresden, aber außer zweien auch zwischen Löbau und Zittau, also wieder im Obersächsischen. Die zweite Gruppe kann sehr wohl von der ersten herzuleiten sein, die ostpreußischen Siedler können aus

der zweiten kommen, mit der Erinnerung an die erste. Nicht weit vom ostpreußischen Liebstadt liegen südlich Mohrungen Rosental, Reichenau, Peterswalde beisammen. Sie finden sich bei Liebstadt in Sachsen wieder. Dabei kehren einzelne Namen auch in Schlesien wieder. Die hochpreußischen Städte Mohrungen, Saalfeld (Handfeste von Komtur Siegfried von Schwarzburg in Thüringen), Mühlhausen liegen weit auseinander, sie weisen jede für sich wenigstens mit ihrem Namen nach Thüringen. Auch für Seeburg ist diese Gleichung gezogen worden, doch liegt die ostpreußische Stadt sowieso zwischen mehreren Seen. Reußen bei Allenstein ist<sup>104)</sup> auf das gleichnamige Dorf bei Merseburg zurückgeführt worden, doch gibt es altpreußische Möglichkeiten, z. B. 1515 Reuße im Samland (vgl. Anm. 83), Döhlau soll zu Dölau bei Halle stimmen. Da kommen noch manche andere Heimatorte in Betracht. Für die Frage der schlesischen Herkunft des Hochpreußischen ist dabei folgender Einzelfall besonders beispielgebend. Unter dem kolonisierenden Weltklerus ragt der Domprobst in Frauenburg, Heinrich von Sonnenberg, hervor. Sein Vater stammt aus Zeitz und war nach Breslau eingewandert. Heinrich ließ auch einen Neffen nach Preußen nachkommen. Also ist dies eine schlesische Familie, die eben noch weiter westlich gesessen hatte. Übrigens hat dieser Mitteldeutsche sich im niederdeutschen Bereich des Neulandes als Kolonisor betätigt. Am eindrucksvollsten ist seither die großartige Siedeltätigkeit des dritten Bischofs von Ermland, Eberhard von Neiße, und zwar in hochpreußischen Teilen, dem Breslauschen, erschienen. Sein Bruder und dessen Söhne besetzen um Arnisdorf und Dietrichsdorf ein weites Gebiet. Sein Schwiegersohn, nach Köln bei Brieg in Schlesien benannt, besorgt die Stadtgründung von Heilsberg. In Neiße geboren war auch der Gründer der Städte Wormditt und Guttstadt. Die Sprachfläche entsteht erst durch den Einzug der deutschen Bauern und Eindeutschung der auf dem Lande sitzenden altpreußischen Bauern durch diese. Jene Kolonisatoren waren Geistliche und Bürger. Die Masse der Bauern braucht nicht aus derselben Heimat zu kommen. Die Mundart, die wir allerdings erst aus der Gegenwart kennen, spricht nicht dafür, sondern ausdrücklich dagegen.

Jene Siedelherren werden gewiß von den geschäftsmäßigen Werbern gern auch aus größerer Entfernung Trupps von deutschen Bauern in Empfang genommen haben.

Diese können nicht aus beliebigen Gegenden geholt werden, da sie wie übrigens die Gutsbesitzer auch wohlhabend sein mußten, um erfolgreich zu siedeln und um überhaupt vom Deutschen Orden als Siedler angenommen und mit jenen Vorrechten ausgezeichnet zu werden. Sie kamen als freie Leute und erhielten darum das Kulmische Recht. Nichts spricht dafür, daß arme Leute ins Land geschickt wurden. Im Gegenteil wurde in der eigentlichen Kolonisationszeit ausreichender Geldbesitz sichtlich und sicherlich vorausgesetzt.

Das galt für den rittermäßigen Gutsbesitzer, den Kaufmann und den Bauern.

Auch Personennamen ergaben manche Heimatbeziehung. Gleich der erste Kreuzzug 1233 wurde von Mitteldeutschen ausgeführt, an der Spitze stand der Burggraf Burchard von Magdeburg aus dem Hause Querfurt. Das Grundrecht des Neulandes erwuchs aus der kulmischen Handfeste 1233, die für die Ansiedler im Deutschordensland bestimmt ist. Die Zeugen dieser Urkunde<sup>105</sup>) sind Ritter aus der Saalegegend und dem Meißnischen: ein Bernhard von Kamenz siedelte sich östlich von Marienburg an, ein Johann von Pak im Kulmerland und wie Friedrich von Zerbst bei Elbing. Die ersten Bürger von Thorn und Kulm stammen nach ihren Namen aus Schlesien, besonders aus Breslau. Sie mögen mit Heinrich von Breslau, der gleichzeitig einen Kreuzzug unternahm, ins Land gekommen sein. Die Auszählung nach Herkunftsnamen ergibt für das 14. und Anfang 15. Jahrhundert aber vor allem Westfalen (vgl. S. 26). Schlesische Siedler lassen sich unter den Gutsbesitzern der ersten Zeit mehrmals nennen.

Der zweite Kreuzzug 1236 geht vom Mitteldeutschen aus, diesmal führte Heinrich von Meißen. Wieder bleiben mehrere Ritter als Großgrundbesitzer im Lande. Sie stammen aus dem Meißnischen und Ostthüringen und setzen sich in der Landschaft östlich von Marienburg fest.

Der größte Kolonisator dieser Gruppe ist der Ritter Stange aus dem Altenburgischen. In Elbing trifft sich mit dieser mitteldeutschen Siedlerschaft die niederdeutsche von Lübeck her. Elbing hat heute, außer einer hochpreußischen Arbeiterkolonie von 1801, keine Mundart mehr, liegt aber unmittelbar an der niederpreußischen Grenze. Diese Grenzlage erklärt sich aus dem Zusammenschluß der sechs bis sieben Jahrzehnte nach jenem Kreuzzug ins Land kommenden niederdeutschen bzw. mitteldeutschen Bauern in diesem Landstrich bei Elbing. Zwischendurch wird weitere Zuwanderung aus den mitteldeutschen Elblanden und aus Schlesien deutlich. Besonders das Ermland sei außerordentlich stark nach dem großen Preußenaufstande von Schlesien besiedelt worden, meint auch die Geschichtsschreibung. Doch mögen unter den schlesischen geistlichen Einwanderern solche sein, die in der Aufstandszeit aus Preußen nach Schlesien geflohen waren und nun von dort zurückkehrten. Die Gleichungen von Personennamen führen uns gewiß oft nach Schlesien, aber ebenso eindrucklich in das Land weiter westlich. Die Familien der Kamenz und Pak schicken große Kolonisatoren in die Lausitz, dort gründet der Vater unseres ostpreußischen Ritters die Stadt Kamenz, wohl ein Pak die Stadt Sorau. Das ostpreußische Löbau entspricht der gleichnamigen Stadt in der Oberlausitz. Noch andere Ritterfamilien jener ersten Zeit werden aus jenem westlichen Teile Ostmitteldeutschlands stammen. Aus einem Kolonisatorenengeschlechte, das mit den Herrn von Kamenz be-

freundet war, stammt der 1259 genannte Ritter Burchard von Mückenberg. Der Stammsitz Mückenberg liegt an der Grenze der Oberlausitz. Ein Mitglied dieser Familie gründet 1297 das deutsche Bauerndorf Calve südöstlich Marienburg, in der Nähe des Dorfes Mückenberg. Dies erinnert an Kalbe an der Saale, ein zweites liegt an der Milde. Bei Hohendorf östlich Marienburg kauft sich ein Ritter aus der mitteldeutschen Familie der aus der Leipziger Gegend stammenden Brandeis an.

Ein Mitteldeutscher ist jener bedeutendste Kolonisateur unter den Gutsherren, Dietrich Stange aus der Altenburger Gegend. Er erhielt die Tiefenauischen Güter bei Marienwerder und begründet 1299 das deutsche Bauerndorf Lamprechtsdorf, heute Kamiontken, 1303 das Dorf Brakau. Seine Söhne geben Freystadt die städtische Handfeste. Der Komtur von Elbing, Heinrich von Gera, vermittelt seinem vogtländischen Landsmann Konrad von Machwitz 1317 einen Landtausch. Auch Bürger lassen sich außer auf Schlesien auf jene ostmitteldeutschen Kernlande zurückführen. Über die Bauern allerdings erwarten wir keine Nachricht. Doch bekommt die vielberufene Aussage des herzoglichen Chronisten Lucas David (S. 54) aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts der noch manche heute verlorene Urkunde und geschichtliche Notiz gekannt haben mag, in diesem Zusammenhange einen besonderen Wert. Ins Kulmische, Pomesanische, z. T. ins Ermländische sei viel aus „oberdeutscher“ Sprache gekommen, einmal aus Meißen 3000 Bauern. Dadurch sei insbesondere das Ermland angebauet worden. Also auch hier ist von Schlesien nicht die Rede.

Am deutlichsten ist die rittermäßige Siedlung von schlesischen Großgrundbesitzern im Kulmischen während des ersten Jahrhunderts. 1276 erhalten zwei von ihnen, Simon Gallicus und Albert von Schmollen, einen gewaltigen Bezirk im Kulmer Lande durch den auswärtigen Lehnsherrn Bischof von Cujavien zur Kolonisation. Albert nennt sich nach dem Dorf Schmollen südöstlich Oels (Stuolna, Stwolna, Smolna, heute Schmollen). Es erinnert an Schmöllen im Altenburgischen. An jene Schlesier gemahnt das am Ende des 13. Jahrhunderts westlich Thorn begründete deutsche Dorf Schmoln, wenn wir noch vergleichen, daß der Schlesier Arnold von Waldau im Kulmer Land Güter erwirbt und 1285 die noch erhaltene Handfeste für das deutsche Dorf Scharnau westlich Schmoln in der Thorner Niederung ausfertigt. Er selber wohnt auf dem Gut Waldau, das mit Waldowken (eigentlich Kl. Waldau) südlich Freystadt liegt. Das ist schon an der Grenze des heutigen Hochpreußischen. Hier ist aber das deutsche Bauerntum des Mittelalters dann in den Kriegen vernichtet oder entdeutscht worden. Das Niederdeutsche des heutigen Tages ist seit dem 16. Jahrhundert von Ostpommern her von den Polen ins Land geholt worden. So werden die alten deutschen Dörfer der Thorner Niederung ihren deutschen Bauernbesatz auf solche



Weise erneuert haben. Sprachlich ist nun die vom Historiker (Krollmann S. 85) beiläufig gegebene Bemerkung für uns von besonderem Wert, daß im 16. Jahrhundert ein Adelsgeschlecht des Kulmer Landes sich nach diesem Schmollen von Schmollang nennt (Urkundenbuch des Bistums Culm her. C. P. Woelky: 669 *Smollang*, 672, 761: *Smollung*). Diese Form des Namens ist nicht slawisch, der Wandel aber innerhalb der Landschaft auch im Deutschen unerhört. Nun ist im Niederschlesisch-Lausitzischen die Verkleinerungssilbe *-len* zu *-ang* geworden<sup>106</sup>.

Danach hätten Siedler aus dem *ang*-Gebiet auch in Schmollen die letzte Silbe entsprechend behandelt, also die Bauern des westlich Thorns an der Weichsel um 1285 begründeten Schmollen. Wenn wir das altenburgische Schmölln vergleichen, wäre auch bei uns der Umlaut *ö* zu erwarten. Das ist nicht unumgänglich nötig.

Beim Blick auf die Karte fallen weitere Ortsnamengleichungen auf. Unserem hochpreußischen Freystadt entspricht im *ang*-Gebiet ein gleiches Freystadt, in seiner Nähe liegen Hertwigswaldau, Brunzelwaldau, Peterswaldau, Herzogswaldau, Neu-Waldau (zweimal). Wir brauchen mithin nicht das Waldau bei Neiße (Krollmann S. 86), das der Verwandtschaft gehört, zu vergleichen. Dazu stellen wir noch die Tatsache, daß Albert von Schmollen Kastellan von Wartenberg ist: es gibt ein solches bei Schmollen südöstlich Oels, aber auch bei Freystadt, und dies ist doch die Kastellanei. Zum Geschlecht der Boraus (Krollmann S. 83, 87) finden wir die gleichnamigen Orte wieder in der Gegend von Schlesisch-Freystadt, dazu stimmt also Borow > Borowno im Kulmer Lande.

Das Dorf Haeselicht (Heselicht) im Kulmer Lande hat seinen Namen von einem Herrn aus dem Geschlechte der schlesischen Häslicht. Krollmann S. 87 nennt Beziehungen desselben zu Sagan und Sprottau. Sie liegen wieder in jener Gegend von Freystadt.

### 3. Westmitteldeutsche Einschlüsse.

Westmitteldeutsche sind im 18. Jahrhundert im östlichen Ostpreußen und im Baltikum angesiedelt worden. Von Ostmitteldeutschen sind Schlesier in der Neuzeit im 16. Jahrhundert als Handwerker (Tuchmacher) im Süden Ostpreußens, auch des niederdeutschen Teiles, vom ersten Herzog Albrecht angesetzt worden. Sie können sprachlich keine Rolle spielen. Außerdem meinen wir, sind die Städte östlich von Elbing sowieso von alters her auch im Niederdeutschen mitteldeutsch gewesen. In Ostpreußen beteiligt sich dann eine starke Gruppe Westmitteldeutscher an der Wiederbesiedlung des durch die Pest 1709 verödeten Ostens. Ein letzter Nachklang ist eine Aufzeichnung der Wenkersätze in nassauischer Mundart. Eine Beeinflussung der Sprachnachbarn ist nicht zu erkennen. Wie die anderen Ein-

schlüsse dieser übrigens immer verstreut angesetzten Gruppen haben diese Mitteldeutschen heute endgültig das Niederpreußische ihrer neuen Heimat angenommen, ohne daß Reste vorhanden wären. Im Wortschatz ist vor Jahren manches Einzelwort nachgeblieben<sup>107</sup>), heute kaum noch.

Nach Ostpreußen kommen 1721 kleinere Gruppen von Kolonisten aus Nassau-Dillenburg, Solms, Braunfels. 1723—1726 ziehen 1565 Familien aus der Rheinpfalz, Nassau und Hessen-Kassel ein. Ein reines Nassauerdorf ist Kubbillen. Ein solches ist auch Urbantatschen im selben Kreise. Von Daynen Kr. Pilkallen meldet das Wenkerformular des Sprachatlasses 1879, daß die älteren Leute noch den Nassauer Dialekt sprächen. Im übrigen überwuchere das Plattdeutsche. Der Sprachatlas hat aus Anderskehmen und Budszedzen Kr. Stallupönen und Matzutkehmen Kr. Gumbinnen Formulare in nassauischer Sprache. In allen drei Texten ist 'nichts' mit niederpreußisch *nuscht* wiedergegeben, ein Beispiel für das Einzelschicksal eines oft gefühlsbetonten Wortes. Die Texte zeigen untereinander manche Unterschiede. Diese sind unwesentlich, bezeugen aber damit ihre Unabhängigkeit voneinander. Mit jenem Eindringen einer einzelnen Wortform ist *druckene* im Jungpreußischen zu vergleichen, das in das dortige Niederdeutsche umgekehrt aus den schwindenden süd- und westdeutschen Mundarten übernommen worden ist. Die nassauischen Texte enthalten manch wertvolles Sprachmerkmal. Doch die allgemeine Nähe des Mitteldeutschen zur Schriftsprache läßt viele Wortformen in schriftsprachlicher Form erscheinen. Da sind solche Schreibungen wie *drockene*, *druckene* 'trockene' mit *d* wie im heutigen Jungpreußischen besonders aufschlußreich. 'Tochter' lautet entsprechend *Dochter*, 'tun' *dune*, dazu *auszudrinke*. *Pferd* kann gewiß vor 200 Jahren im heutigen Gaulgebiet der Stammheimat als Wort gebräuchlich gewesen sein, aber die Form müßte nur mit *p* anlauten. Hier wird die hochdeutsche Verkehrssprache Ostpreußens verantwortlich sein. Zur Mundart der neuen Heimat stimmt der mitgebrachte *n*-Abfall, z. B. *koche* 'kochen', *durchgelaufe* 'durchgelaufen', *gewese* 'gewesen', *soage* 'sagen', *stehne* 'stehen', *beiße* 'beißen', *were* 'werden', *Kuche* 'Kuchen', *Stückche* 'Stückchen', *Schafches* 'Schäfchen'. Niederpreußisch ist einzig und allein *nuscht* 'nichts'.

Die „Nassauer“<sup>110</sup>) sind in kleineren Trupps seit 1712 ins Land gekommen, vor allem dann aber in stärkeren Schüben 1722 und 1723. Nachzügler kamen 1738—1740. Die Nassauer von 1723 stammen meist aus Nassau-Dillenburg und wurden in der Hauptsache in Dörfern und Städten der Kreise Darkehmen und Stallupönen angesiedelt. Nahezu sämtliche in Preußen eingewanderten Nassauer stammen aus dem Lande rechts der Lahn. Aus den durch die Gegenreformation und von den Jesuiten gequälten Reformierten setzten sich die Auswanderer zusammen, die nach Preußen gingen. Der mächtigste reformierte Fürst Deutschlands war der preußische König.

Die Nassau-Siegener sind aus dem gleichen Anlaß wie jene und nachher die Salzburger ausgewandert. Nassau-Siegen hat als Fürstentum das Gebiet des heutigen Kreises Siegen ausgemacht. Ein Teil von ihnen wurde der kurz vorher ins Land gezogenen Gruppe der deutschen und französischen Schweizer zugeordnet, also unter ihnen angesiedelt. Alle diese inneren und äußeren Umstände begünstigten einen baldigen Sprachausgleich, der durch den heute nahezu vollendeten Eintausch mit dem Niederpreußischen bewerkstelligt wurde. Nahezu die Hälfte der leeren Bauernstellen werden aus dem Preußischen selbst innerhalb eines Jahres bis 1711 wieder besetzt<sup>111)</sup>. Der Mittelpunkt der Nassau-Siegener wurde Sadweitschen östlich Gumbinnen. Dort hatten die deutschen Schweizer eine reformierte Kirche. In dies Dorf zogen sieben Nassau-Siegener Familien. 1732 wurden sie mit den anderen Nassauern und den Pfälzern verwaltungstechnisch zusammengeschlossen. Die Streusiedlung aller dieser Gruppen bleibt bestehen. Sie haben bis heute das Niederpreußische der Umgebung angenommen.

Unter den westdeutschen Einwanderern finden sich in Ostpreußen Gruppen von Pfälzern. 1718 wurden 61 Familien gezählt, 1720 kamen 44 dazu<sup>112)</sup>. Es hat sich in der Sprache nichts Rheinpfälzisches erhalten.

Im Baltikum sind als die erste deutsche Bauernkolonie von Dauer die Dörfer Hirschenhof und Helfreichshof südöstlich Riga 1766 von Katharina II. als Musteranlage begründet worden. Diese Bauern haben ihr Volkstum bis heute bewahrt. Die Mundart hat den Übergang zum Schriftdeutschen vollzogen, so daß die Sprache im ganzen schriftdeutsch mit mundartlichen Wortformen und Wortschatzresten ist. Dabei haben diese Bauern sich als gesprochene Hochsprache das Baltendeutsche ihrer Umgebung zum Vorbild genommen. Auf diese Weise ist nun manches während des 19. Jahrhunderts im Baltendeutschen veraltete Wort bei ihnen erhalten geblieben. Die Untersuchung der Sprache<sup>108)</sup> hat in die Rheinpfalz zurückgeführt. Die Geschichtsschreibung<sup>109)</sup> hat dies Ergebnis mit ihren Mitteln unterdessen bestätigt, indem der größte Teil (47 Familien) Pfälzer waren. 4 Familien kamen aus dem Darmstädtischen, 17 sog. Pommernfamilien können sehr wohl weiter westlich aus der Heimat der übrigen herkommen, indem sie nur eine Weile in Pommern geblieben waren.

## V. Oberdeutsch.

Seit Mitte des 14. Jahrhunderts überwiegen im preußischen Zweige des Ritterordens die sog. Oberdeutschen. So ist auch die Mehrzahl der Hochmeister und Beamten des Ordens dort heimisch, die „Franken“ und „Rheinländer“ jedoch eingerechnet. Vorher scheint Ostmitteldeutschland die Masse der Ordensritter zu stellen. Aber der Einzug der Bauernsiedler geht Mitte jenes Jahrhunderts zu Ende. Auch für die weiterrinnende städtische Zuwanderung kommt die oberdeutsche Beheimatung niemals in Frage. Überhaupt sind im Mittelalter immer nur einzelne Bürger als Süddeutsche zu erkennen.

Deutlich wird oberdeutscher Einzug von größeren Siedlergruppen erst in der Neuzeit. Vorher kann ein solcher niemals und nirgends gemutmaßt werden. Oberdeutsche sind in Ostdeutschland während des 18. Jahrhunderts in mehreren stärkeren Schüben eingewandert. Durch die Ansiedlungskommission sind seit den 1880er Jahren in das Posener Land und nach Westpreußen auch süddeutsche Bauern geholt worden, aber diese Ansiedlung ist unterdessen im ganzen wieder aufgehoben worden. Im ersten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts zieht die Pest durch unseren Osten. Zur Auffüllung wüst gewordener Striche werden in die Umgegend von Posen durch polnische Grundherren die sog. „Bamberger“ geholt. Ihre Nachkommen heißen bis heute polnisch „Bamberki“. Sie sind einigermaßen geschlossen angesetzt worden, haben aber trotz der Nähe der Regierungshauptstadt und trotz eigenen Widerstandes ihr Volkstum mit ihrer deutschen Mundart verloren. Am schlimmsten hatte die Pest im östlichen Ostpreußen gewütet. Dorthin wurden außen den Westmitteldeutschen 400 Schweizer Familien 1700—1714, dann seit 1732 als größte Gruppe die Salzburger geholt. Diese beiden Schübe werden ziemlich weiträumig verteilt. Wieder geschlossener sind die beiden Siedlungen der sog. „Schwaben“ in Westpreußen, einmal bei Kulm, als zweite bei Schiwalken südlich Danzig angelegt.

Bis in unsere Tage hat sich in diesen süddeutschen Gruppen das „Bambergische“, das „Salzburgische“ und das „Schwäbische“ bei Kulm hindurchgerettet, doch nur das letzte noch in lebensvoller Sprachgemeinschaft.

### 1. Bamberger.

In Posen und einigen umliegenden Dörfern lebt noch die Bamberger Frauentracht. Die Mundart ist erloschen. Der Sprachatlas hat aus drei Dörfern die Wenkerschen Sätze in „Bamberger“ Mundart, das sind Dembsen, jetzt

in die Stadt Posen eingemeindet, Czapury und Wiorek südlich von Posen. Diese beiden letzten Orte sind die südlichsten Bamberger-Orte überhaupt, 30 km von der Stadt entfernt in entlegener Gegend. Dembsen hat seit den 1840er Jahren immer deutsche Lehrer gehabt und somit besonders lange jene Mundart neben der deutschen Hochsprache beibehalten. Die anderen ebenfalls dicht an der Stadt gelegenen oder in sie eingemeindeten Bamberger-Orte Luban, Wilda, Gurtschin, Ratai und Jersitz haben die Bamberger Mundart zugunsten des Polnischen aufgegeben. Eine vierte Probe einiger Wenkerscher Sätze bringt, ohne sie als solche zu nennen, M. Bär, „Die Bamberger bei Posen“, 1882, S. 28, und zwar die Sätze 6, 15, 20, 25, 31, 38. Er fügt noch einige Einzelworte und drei Vornamenformen hinzu. Er nennt keinen bestimmten Ort. Sicherlich hat er sie aus Luban bezogen, wo er einen über die Bamberger besonders gut unterrichteten Gewährsmann findet. Diese vier Sprachproben stimmen nur im großen überein, sie sind unabhängig voneinander und jeweils in der besonderen Mundart des betreffenden Dorfes verfaßt. Die Bamberger von Czapury und Wiorek siedelten weiter entfernt von den anderen. Die Bamberger-Orte haben keine einheitliche Mundart herausgemischt, sondern Dorf für Dorf, wenn nicht gar familienweise die Heimatmundart erhalten oder wenigstens in der Dorfgemeinschaft ausgeglichen. Die Einwanderung erfolgte zudem in Schüben und in größeren Zeitabständen.

Die Entdeutschung ist erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts im vollen Zuge, so daß nach der Einwanderung immerhin vier bis fünf Generationen volle deutsche Muttersprache gebraucht haben müssen. In einigen Dörfern mag die Entdeutschung schon früher vollzogen sein.

1709 hatten die Stadtdörfer Posens durch den nordischen Krieg und die Pest ihre Bewohner größtenteils verloren. Die Stadt verpachtete sie in den nächsten Jahren an Bürger und städtische Beamte, die für die Neubesiedlung sorgen sollten, so Wilda 1718, Dembsen 1720. Es sollten deutsche Kolonisten sein, von denen es in dem Vertrage mit den Ansiedlern von Luban heißt, daß „die deutschen Leute Ordnung lieben, gute Wirtschaft halten, gehorsam sein in allen Dingen, die gewöhnlichen Zinsen und andere Gaben zu rechter Zeit gerne abgeben“. Während sonst seit dem 16. Jahrhundert gerade Protestanten nach Polen geholt wurden, sollten es Katholiken sein. Die jesuitische Reaktion auf die schwedische Herrschaft in Posen im Nordischen Krieg bekämpfte jene Duldsamkeit. Der Einzug der Bamberger verteilt sich über die Zeit 1718—1754: Luban 1718, Jersitz 1729, Dembsen 1730, Ratai 1746, Wilda 1746/47, Czapury 1747, Gurtschin bis 1753, Wiorek 1754.

Die Beziehungen zu Bamberg werden einmal aus Erzählungen ohne urkundliche Begründung hergeleitet; die eine nennt persönliche Verbindung eines Kaufmanns, die zweite mutmaßt eine solche zwischen dem Posener

und Bamberger Bischof. Beide Überlieferungen können zutreffen. Die Namen der ersten Familien sind bekannt<sup>113</sup>).

Die Lubaner Familie Heigelmann stammt vom Weinbauern H. aus Oberheid bei Bamberg ab. Von den einwandernden Familien leitet eine andre ihre Herkunft aus Württemberg, eine zweite aus Ostpreußen, zwei aus Schwaben her. Es müssen mehrere Familien aus Preußen stammen, da im Dorfe manche Familien Kaschuben (vgl. S. 41) genannt wurden. Die Tracht wurde wohl von der Gesamtgruppe übernommen, auch von den Polinnen dieser Dörfer.

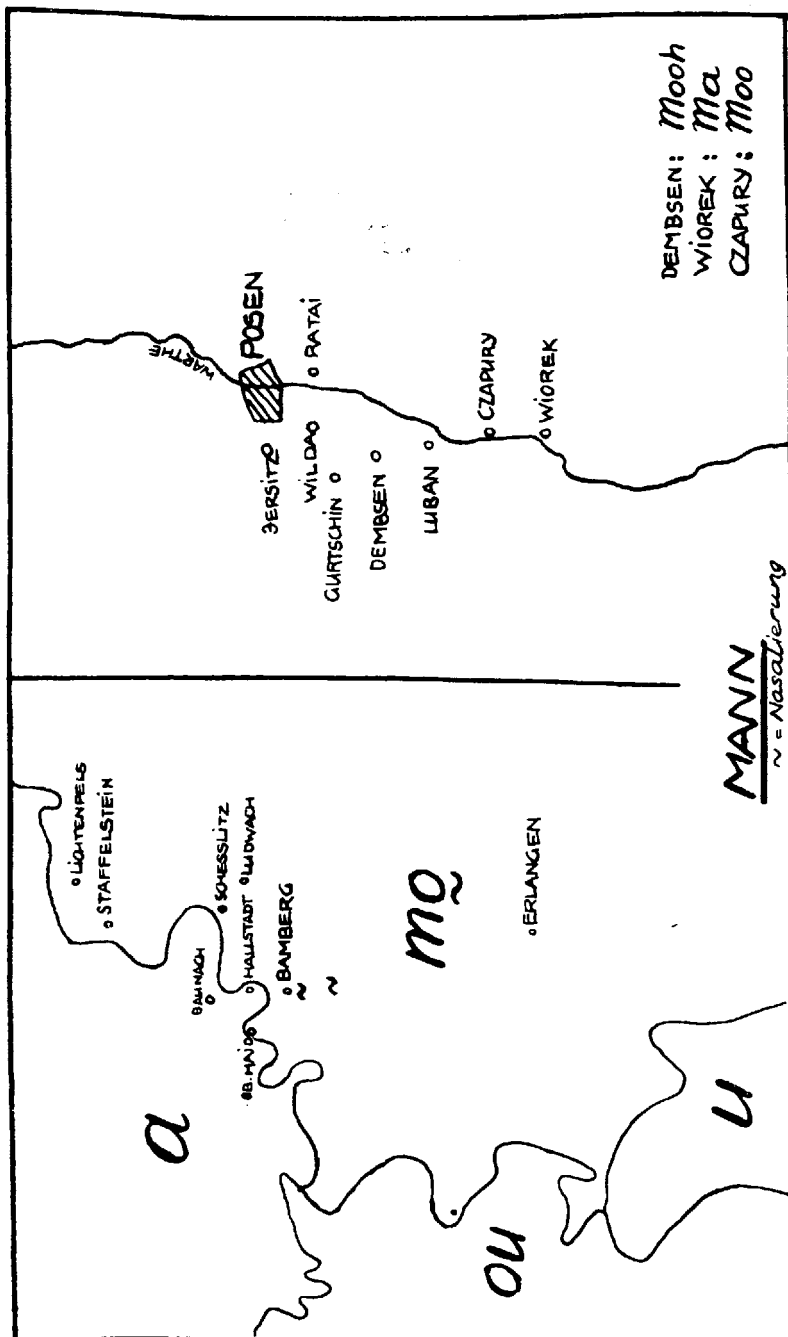
Der erste Schub ist aus der Bamberger Gegend gekommen, die weiteren brauchen nicht mehr dorther zu stammen, wohl wird aber für die Gesamtgruppe der Name Bamberger üblich. Sie selber unterscheiden echte und unechte, in letzterem Falle vor allem sonstige süddeutsche Siedler in jenen Stadtdörfern Ratai, Dembsen, Luban, Wilda, Jersitz, Gurtschin. Die Ausbreitung schloß auch Obrzyca, Bendychowo, Piotrowo und Posen selbst ein.

Der erste Schub gibt der Großgruppe den Namen, wie seinerzeit wohl beim Breslauischen in Ostpreußen, und im 16. Jahrhundert ganz offensichtlich für die Holländer auch der erste Schub für alle den Namen abgegeben hat.

Das Bamberger Amt meldet nur aus den Jahren 1752/53 von einer Auswanderung aus den Ämtern Baunach, Lichtenfels, Scheßlitz und Hallstadt nach Polen. Aus dem Dorfe Ludwag sind mehrere Auswanderer dem Webergesellen Vielmuth nachgezogen, der sich früher in Gurtschin angesiedelt hatte.

Die Sprache wird nach Bär 1882 „bambergisch“ genannt, sie wird als Familiensprache von den Alten gesprochen. Die Polonisierung der bambergischen Dörfer, die allesamt zu polnisch-katholischen Pfarrkirchen mit polnischer Kirchensprache gehörten, erfolgte im Laufe des 19. Jahrhunderts, vor allem in der zweiten Hälfte, und zwar durch die polnische Geistlichkeit, die auch die Schulaufsicht hatte, und durch polnische Lehrer. Auf dem Bauernhofe wirkte die Sprache der polnischen Dienstboten mit. In Dembsen hielt sich die bambergische Sprache am längsten.

Die mundartlichen Merkmale reichen für eine örtliche Heimatbestimmung nicht aus, da die Bamberger Landschaft uneinheitlich genug ist, und es sichtlich schon zur Auswanderungszeit in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts war. Beim Vergleich mit der heutigen Sprachlandschaft von Bamberg mit den vier Sprachproben aus Land Posen stimmt die in den Urkunden und in der Überlieferung genannte Großlandschaft immer noch. Aber die gesuchten Kleinlandschaften lassen sich in der recht uneinheitlichen Heimatlandschaft kaum einkreisen. 'Ofen' lautet in Dembsen *Ufen*, in Wiorek *Ofen*, die übrigen Orte melden dies Wort nicht. Nun liegt nach dem Sprachatlas um Bamberg ein kleines Gebiet von *u*, in seiner weiteren



Umgebung ein großer Bezirk mit *o*, während der nördlich vorgelagerte mit *uo* beim Vergleich ausfällt, wenn auch aus diesem Bezirk Auswanderer nach Posen gegangen sind. Jenem *uo* entspricht bei 'groß' ein *ue*, sonst stimmt Dembsen zur unmittelbaren Umgebung von Bamberg; Czapury und Wiorek zur weiteren ringsherum außer jenem Norden. Ihn schließt auch 'weh' in Dembsen wie sonst *weh* aus. Das Wort 'Kohlen' hat in Dembsen *u*, in Wiorek *o*, aber die Stadt Bamberg und die nördliche etwas fernere Nachbarschaft jenes *u*. Bei 'Mann' stimmen nahe Bamberger Umgebung und Dembsen, Czapury *Moo*; Wiorek hat *Ma* wie die entferntere nordwestliche Nachbarschaft Bambergs. Da könnte ein kleineres Gebiet aus den genannten Merkmalen für Wioreks Heimatsprache herausgeschnitten werden, aber der Abstand der anderthalb Jahrhunderte verbietet in diesen unfertigen Heimatlandschaften solche Beheimatung eines einzelnen Dorfes. Eine recht enge Eingrenzung ergibt auch 'verstehe', in Dembsen *verstieh*, wie wieder auch dicht um Bamberg; Wiorek und Czapuri haben *versteh*, das in jene weitere Umgebung der anderen Mundartmerkmale außer dem Norden hineinpaßt.

Im Hinblick auf das jungpreußische *druckene* S. 82 interessiert die zum großen west- und süddeutschen Raume von 'trocknen' stimmende Schreibung mit *d* in *drucknen* in Dembsen. In keinem dieser bambergischen Texte ist der Einbruch irgendeines Wortes aus der neuen Umgebung im Posener Land zu merken, im Gegensatz zu *nuscht* 'nichts' in den nassauischen Stücken Ostpreußens (S. 74). Unsere drei Bamberger Dörfer schreiben *niks*, *nex*, *nix*.

Im Westen der Provinz ist im Kreise Meseritz in Großdamnow zu gleicher Zeit eine Bamberger Kolonie begründet worden. Auch sie hat ihr Deutschtum nach 1840 verloren<sup>114</sup>).

## 2. Salzburger.

Die stärkste Gruppe von süddeutschen Siedlern, die nach dem durch die Pest 1709—1710 entvölkerten östlichen Ostpreußen wanderten, sind die Salzburger. Da sie als letzter Schub erst 1732 angesetzt wurden, sind sie weit verstreut unter die vor ihnen eingezogenen, bereits ansässigen Kolonisten verteilt worden. Sonst hätte die Zahl von Tausenden von Salzburgern, die auf dem Lande im östlichen Ostpreußen angesiedelt wurden, sich stärker in Erhaltung ihrer Sprache auswirken müssen. Gegenwärtig gibt es nur noch wenige Einzelpersonen, die das Salzburgische noch kennen. Dazu kommt noch, daß verschiedene Berufe vertreten waren, nicht nur Bauern. Also bekamen auch die Städte salzburgische Einwanderer. Unter den Wenkerformularen des Sprachatlasses 1879 hätte allerdings auch ein salzburgisches auftauchen können. Doch haben die Lehrer in solchen Dörfern hochdeutsche Übersetzungen geliefert, womit sie sichtlich die Hochsprache der Salzburger



gemeint haben. Lediglich hochdeutsch haben also die Salzburger Dörfer Pellkawen, Dobawen, Szittkehmen, Gr. Kallweitschen im Kreis Goldap geantwortet. Noch heute gibt es dort einzelne Alte, die das Salzburgerische sprechen können. Der Sprachatlas meldet wenigstens noch lebendes Salzburgerisches, leider ohne Übertragung, für Pellkawen, Lengischken im Kreise Goldap, Dopönen im Kreise Stallupönen. Salzburgerisches fand sich heutzutage außer am Wyszyten-See in Matlauken bei Dopönen und in Ackmonienen Kr. Stallupönen<sup>115</sup>). Noch in den 70er Jahren war im Dorf Pellkawen diese Mundart Verhandlungssprache. Reine Salzburger Dörfer waren Kischenbannies und Endruscheiten.

Aus Tabellen der Bevölkerung mancher Ämter ersehen wir das Durcheinandersiedeln und dabei auch die Streulage der Salzburger. Die Schulen in Pillupönen und Szittkehmen im Kreise Goldap werden 1808 nur von Salzburger Kindern besucht, die Lehrer unterrichten sie in ihrer Mundart noch in jenem Jahre. 1836 wird von der Schulaufsicht die Vormacht dieser Mundart im Unterricht der Pillupöner Schule gerügt. In Dopönen Kr. Stallupönen wird 1879 nur noch in zwei Familien salzburgerisch gesprochen.

Diese größte geschlossene Gruppe<sup>116</sup>) der „ausländischen“, d. h. nicht-preußischen Kolonisten des 18. Jahrhunderts kam 1732—1733. Im Salzburgerischen waren es besonders die Gerichte Radstadt und Werffen, aus denen die verfolgten Protestanten auswanderten. In das Königreich Preußen wurden 20694 Salzburger gebracht, nach der Provinz Preußen kamen davon 15508. Die Bauern wurden als solche angesiedelt, die übrigen verteilten sich teils in den Städten, besonders als Handwerker, zum anderen Teil waren es nicht selbständige Tagelöhner, Knechte und Mägde (4587 Personen)<sup>117</sup>). Auch von den letzteren kaufen sich später viele an.

Aber die Salzburger blieben doch als letzte Ankömmlinge in dem schon meist wiederbesiedelten Lande recht verstreut, was für die Geschichte ihrer als Umgangssprache zu Ende gegangenen Mundart bedeutsam wurde. Für diese letzte Gruppe von Siedlern blieben nur Einzelhöfe, nirgends mehr geschlossene, wüst gewordene Dorfschaften übrig. 1736 hatten 83 Dörfer nur je eine Salzburger Familie, überhaupt waren 765 Familien in 241 Orten verteilt. In zwei Dörfern blieben wenigstens 13 bzw. 16 Familien beisammen, über 10 salzburgerische Familien hatten nur sieben weit auseinanderliegende Dörfer<sup>118</sup>).

Aus der Salzburger Sprache, die nur noch jene Alten kennen, hat W. Ziesemer Proben aus der Gegend des Wyszyten-Sees gegeben<sup>119</sup>): *Ammese* 'Ameise', *Arwesen* 'Erbsen', *Aawel* 'Eule', *Ramm* 'Sahne', *Kwahnd* 'Gewand, Kleider', *Impenstock* 'Bienenstock', *Faad* got. *paida* 'Hemd' u. a. m.

Über die Reichsgrenze sind manche Salzburger, mit andern ostpreußischen Landsleuten, in die Gegend von Suwalki in Nordpolen weitergezogen<sup>120</sup>).

Ein Merkmal der Mundart des östlichen Ostpreußens, also des Jungpreußischen, ist die Form *drukə* 'trocken'. Sonst gilt überall im Niederpreußischen *drëj*, zum Stamm \**drūgi* gehörig. Für die Herkunft kommt das Salzburgische in Betracht, aber diese Form reicht bis ins Nassauische. Den Sieg über das im Sprachausgleich sonst nahezu immer überlegenere Niederpreußische mag dies ein Wort der Gemeinschaft der Salzburger, der Nassauer und der Pfälzer in dieser Form verdanken. Bei jungpreußisch *drukə* denkt die Forschung an eine Kreuzform zwischen niederpreußischem *drëj* und *trocken, trucken*<sup>121</sup>). Doch kann sowohl im Salzburgischen wie im Nassauischen und Rheinpfälzischen stimmloser Anlaut aus dem Stammlande mitgebracht worden sein. Einige Wenkerformulare schreiben in beiden Gebieten darum auch *d*; vgl. S. 72. Leider fehlt noch wissenschaftliche Forschung über jene salzburgischen und nassauischen Gebiete, die diesen Laut ausreichend beschrieb. Aber in der Nachbarschaft (Rheinpfalz, Odenwald) wird immer wieder diese Lautverbindung mit *dr-* wiedergegeben, z. B. zitiert Schmeller, Bayerisches Wörterbuch I<sup>2</sup> 646 *tr-*, *dr-* nebeneinander.

### 3. Schwaben.

Friedrich d. Gr. hat in Westpreußen seit 1776 manche „Schwabenkolonie“ angelegt. Im Netzedistrikt sind es aus Württemberg und Baden-Durlach etwa 460 Familien, in Westpreußen etwa 670<sup>122</sup>). Die beiden größten Schwabenkolonien sind einmal eine östlich von Kulm mit 13 Dörfern, die süddeutsche Mundart noch bewahrt hat, und eine zweite, jetzt niederdeutsch gewordene im Süden der Danziger Höhe in 6 Dörfern. Dorthin, nach Bösendorf und Kl. Trampken, gehen je 18 Familien (Württemberger) seit 1779, insgesamt 41 nach Suckschin. In Klempin sind 16 Pfälzerfamilien angesetzt. Südlich des Danziger Staatsgebietes sind noch 2 Dörfer mit 34 Württembergerfamilien besetzt worden: die aufgehobenen Klosterbesitzungen Dorf Gardschau 1780 und Gut Schiwialken 1782. Auch Bojahren sollte an solche abgegeben werden, überhaupt wollte Friedrich d. Gr. dort 11 Dörfer mit Schwaben ansetzen. Er stiftet ihnen 1788 die evangelische Kirche zu Sobbowitz. In Klempin 1783 sind 97 Württemberger angesetzt: 1797/98 sind es 20 Erbpachtsbauern. Gardschau hat 43 Erbpachtsbesitzer um 1800 (ob aber alles Schwaben?). Unter den Formularen der Wenkersätze findet sich aus dieser zweiten Dörfergruppe ein schwäbischer Text aus Schiwialken<sup>123</sup>).

Wie kommt es nun, daß diese doch auch recht geschlossene Dörfergruppe keine Kolonistenmundart bewahrt hat, während sich die ältere, aus nur drei Dörfern bestehende vom linken Niederrhein<sup>124</sup>), und die Kulmer erhalten haben? Die Kulmer Schwäbische Kolonie<sup>125</sup>) ist auch recht zerstreut angelegt; es sind 1265 Württemberger und 101 Durlacher, und kleinere Minderheiten sonstiger Herkunft. Die Kolonie am Niederrhein ist dicht geschlossen.

Die Kolonie im Süden der Danziger Höhe liegt nicht etwa in einem regeren Verkehrsgebiet, sondern im gleichen Grade abseits wie jene anderen. Sie ist in niederdeutsches Sprachgebiet gebettet, polnisches berührt die nördliche Gruppe Suckschin, Bösendorf, Klempin, Kl. Trampken nur in einem Punkte, es ist das deutsche und polnische Gr. Trampken. Die beiden die südliche Gruppe bildenden Dörfer Gardschau und Schiwialken haben im Dorfe selbst starke polnische Minderheiten, sind aber selbst in eine fast ganz deutsche, genauer niederdeutsche Dörfergruppe eingebettet. Wenn diese Kolonisten die Mundart aufgeben, so tauschen sie diese gegen die Schriftsprache ein<sup>126)</sup>; also nicht gegen die niederdeutsche Mundart der weiteren Umgebung, mit der sie viel zu schwache geographische Berührung haben. Verglichen mit der Danziger Kolonie hat die Kulmer die Sprache gewahrt, indem sie nicht in deutsche Mundart eingeschlossen ist, diese also nicht bequem übernehmen konnte. Allerdings ist die Kulmer Kolonie viel stärker als die Danziger mit ihren über 100 Familien. Aber die niederrheinische Pfälzerkolonie ist doch wieder schwächer als die Danziger. An den Heimatmundarten kann es nicht liegen. Der Grund für Erhaltung oder Aufgabe der Kolonistenmundart muß bei der Pfälzer Kolonie im Bekenntnis liegen; bei der Kulmer in der nichtdeutschen Umgebung, diese ist außerdem katholisch. Doch die Konfession im Danziger Gebiet ist auch so gemischt, daß stark katholische Dörfer dort überwiegen. Aber protestantische Berührung ist dort groß genug. Die Pfälzerkolonie hat sich als evangelisch in katholischer Umgebung gehalten, die Kulmer Schwabenkolonie ebenso. So stark konnte die deutsche Schriftsprache am Niederrhein nicht wirken wie bei Kulm auf deutsch-polnischem Gebiet die dort ganz besonders mächtige hochdeutsche Schrift- und Verkehrssprache. Die Danziger protestantische Schwabenkolonie fand in überwiegend katholischer Nachbarschaft rege Verkehrsverbindung mit den Niederdeutschen beider Konfessionen, so daß die 83 Familien der geschlossenen Gruppe Gr. Suckschin, Kl. Trampken, Bösendorf, Klempin ihre schwäbische Mundart bequem mit dem Niederpreußischen der unmittelbaren Nachbarschaft ringsum eintauschen konnten.

Der durch Schüler übersetzte Wenkertext aus Schiwialken zeigt beim Vergleich mit der Sprache der Schwabenkolonien bei Kulm größere Einheitlichkeit. Von Gardschau berichtet der Lehrer, die Mundart stimme mit der von Schiwialken überein. Es braucht dies nicht immer der Fall zu sein, jedenfalls haben wir außer dem ersten gleichlautenden Satz lediglich jenen Hinweis. Beim Vergleich mit der Sprache der Kulmer Schwabenkolonie (R. Ehrhardt in „Deutsche Dialektgeographie“ VI) fallen folgende Sonderheiten auf. Im Wortschatz zeigt sich das schwäbische *selđ* nur hier (Satz 36 und 40) < *selbst* 'dort'. 'Gans' hat bei Kulm (Ehrhardt § 76) nur noch in Liedern die alte Form ohne *n*, hier lautet sie *Gäs*. Ebenso ist *hau* 'habe' erhalten, bei

Kulm wieder nur im Liede. Das württembergische *wase* 'wachsen' ist auch hier *wachsen*. Schwäbisch ist *Schwister*, nur im Norden gilt heute *alle*, sonst *ele. het* 'hat' bei den Kulmer Schwaben stammt aus der neuen Umgebung. In Schiwialken lautet dies Wort wie in der Stammheimat *hott*. Wie bei Kulm ist *mähen* durch das aus der neuen Heimat stammende *hauet* aber mit schwäbischer Endung ersetzt. Im Gegensatz zu den Kulmern ist *wei* 'weh' erhalten, aber *Schnee*, dazu *schnehe* auch nicht. In *verstoht* 'versteht', *gohst* 'gehst', *verstand* 'ich verstehe', *gang* 'geh' sind württembergische Formen besser als bei Kulm gewahrt. Nach § 159 stimmt *sofe* 'Seife' zur Mitte Württembergs, 'heiß' lautet *höß*. Der schwäbische Zwiellaut ist z. B. in der Schreibung *fliëget* 'sie fliegen' deutlich. 'Genug' hat wieder württembergische Gestalt *gmuet*, so auch zu *gstorbe* 'gestorben', *dreibe* 'treiben'. 'Hund, und, Pfund' haben *d* erhalten, zum westlichen Württemberg stimmt heute 'unten' *uhne, unne*. Wie bei Kulm gelten im Text von Schiwialken für 'ist' im Gegensatz zum Württembergischen *t*-lose Formen. Die Forschung führt sie wie andere Formen auf den Durlacher Anteil der Siedler zurück. Aber bei Kulm hat die hochdeutsche Verkehrssprache und südlich von Danzig dazu noch das Niederpreußische, das dort das Schwäbische heute abgelöst hat, ebenfalls die *t*-lose Form. In der Kulmer Kolonie sind immer wieder trotz der Siedlerminderheit der Durlacher deren Mundartformen durchgedrungen. Das liegt in deren Übereinstimmung mit jener Verkehrssprache der Umgegend in der neuen Heimat begründet. Die Schiwialker Probe zeigt außer den genannten wenigen Eindringlingen aus dem Niederpreußischen stärkere Erhaltung der Heimatsprache. Diese Gruppe wird einheitlich schwäbisch gewesen sein. Ihre Sprache hat sie in ihrem Bestande besser bewahrt; dann aber zuletzt als Ganzes gegen das nachbarliche Niederpreußische eingetauscht.

Sonderung nach dem Bekenntnis in jenen beiden Kolonien am Niederrhein und bei Kulm erleichterten die Erhaltung der Kolonistenmundart. Sie erlebte höchstens in sich Sprachmischung. Die niederrheinische Pfälzerkolonie von 1741 mit ihren drei beisammenliegenden Dörfern (südwestlich Cleve) besteht aus Protestanten. Doch hat jetzt der eine Ort, Pfalzdorf, katholische Mehrheit, seitdem Industrie eingezogen ist. Die Umgebung ist überhaupt katholisch. Konfessioneller Anschluß war in der Danziger Schwabenkolonie eher möglich. Aber der eigentliche Grund für das Erlöschen der süddeutschen Mundart liegt im Willen, sie aufzugeben. Im Falle der Kulmer Schwaben, die an heimischen Bräuchen lange festhielten und anders wie jene gern die mitgebrachte und im Ausgleich wenig geänderte Mundart anwandten und anwenden, zeigt dieser Wille die Form stolzer, mindestens gemütsvoller Erinnerung. Jedenfalls erfolgte in der Sobbowitzer Gruppe raschester Eintauch des Niederpreußischen mit der Kolonistensprache.

So ist die zunächst erstaunliche Tatsache, daß die Salzburger in Ostpreußen ihre Mundart als Verkehrssprache aufgegeben haben, sie also ebenso rasch eingetauscht haben werden, nicht weiter merkwürdig.

Die Kulmer Gruppe ist wie die niederrheinische Pfälzer in katholische Umgebung eingebettet. Im Unterschied zu der Schwabengruppe südlich von Danzig ist sie im ganzen von polnisch sprechender, also verstärkt abschließender Nachbarschaft eingefaßt. Der Grund der Erhaltung der Mundart liegt bei der Kulmer Kolonie in jener Isolierung, die jedoch durch die bisher über der Landschaft lagernde hochdeutsche Verkehrssprache aufgehoben wurde. Die schwäbische Mundart mündete bei individuellem Schwund in die landschaftliche hochdeutsche Sprache. Die niederdeutsche Mundart des nahen Weichseldeltas hatte dorthin zu wenige verkehrsgeographische Brücken oder gar breitere Anschlußfronten.

In solcher Erörterung reizt der Vergleich mit andern westlichen Mundartinseln. Das Saterland verdankt sicherlich außer seiner abgetrennten Lage hinter Mooren der isolierenden Konfession die Erhaltung des Friesischen, die mitteldeutsche Insel im Harz am Andreasberg der beruflichen Eigenständigkeit im bergmännischen Leben und der zugehörigen Sprache die Erhaltung des Mitteldeutschen.

Im Amt Schwetz (Bär a. a. O. S. 334) werden 21 Familien in Schellenschin südwestlich Schwetz angesetzt, und zwar sind es Mecklenburger, Hessen und Württemberger. In solcher Mischung ist der Übergang zum landschaftlichen Niederdeutsch, wie sie der Sprachatlas auch für diesen Ort meldet, am raschesten zu erwarten.

Die Kolonisation unter Friedrich d. Gr. ließ die landsmännischen Schübe nicht oft beisammen. Bei der großen Masse der Württemberger kam es öfters von selbst dazu, daß sie beisammen blieben.

Der Ausdruck 'Schwabe' *swob* ist heute im Polnischen mindestens Posens und Westpreußens für den Deutschen überhaupt üblich. Gewöhnlich ist der ländliche Deutsche gemeint. Diese Bezeichnung geht auf jene starken schwäbischen Gruppen zurück. Der Ausdruck 'Holländer' *holandry* geht auf die Siedlungsart der Holländereien oder Hauländereien (vgl. S. 56). Die deutschen Bauern etwa von Unterberg südlich Posen nannten sich (vor dem Weltkriege) selber Schwaben und meinten, schwäbischer Abkunft zu sein. Die Übersetzung der Wenkersätze (Puszczykowo) zeigt aber die in Südposen übliche schlesisch bestimmte Verkehrssprache, z. B. in *heeb* 'heiß', *glob* 'glaube', *Fleesch* 'Fleisch', *reen* 'rein', *Ogenblickchen* 'Augenblickchen' *nischt* 'nichts'.

Die vorläufige Skizze der deutsch-mundartlichen Gliederung Polens<sup>127)</sup> meldet Schwäbisches in einzelnen Siedlergruppen in der Gegend von Plotzk, Warschau, dann in weitem Abstand außer in Galizien noch am Ostrande Polens um Luzk und Dubno.

#### 4. Schweizer.

Der erste Schub von Schweizern<sup>130)</sup> bestand aus 34 Familien, die aus dem Fürstentum Neuenburg stammten, und ist gleich zu Anfang der Wiederbesiedlung nach der Pest 1709/10 um Insterburg angesiedelt worden, und zwar in sechs Dörfern. Das erste Dorf war Pieragienen. Das Land Neuchatel oder Neuenburg war 1707 an den preußischen König gefallen. Es waren Reformierte. Zur Auswanderung veranlaßte sie wirtschaftliche Not im übervölkerten Land. Die Mehrzahl dieser ersten Gruppe war französischer Sprache. Dafür spricht auch die für 1711, 1720 und 1736 erhaltene Liste der Namen. Dazu kommen in den nächsten Jahren auch französische Wallonen, die wohl aus der Uckermark weiterwanderten. Solche Wallonen sind auch unter den „Pfälzern“ wahrscheinlich, nachdem sich solche als Flüchtlinge in der Pfalz eine Weile niedergelassen hatten. Der Mittelpunkt der Schweizerkolonien wird Iudtschen, wohin seit 1712 eine große Zahl von französisch sprechenden Schweizern und Franzosen einwanderte.

Es sind mehrere hundert solcher Familien nach dem östlichen Ostpreußen gezogen. Bis 1716 sind es 356 Familien. Die letzten kamen 1738, wurden aber nach Masuren geschickt, wo sie nicht lange beisammenblieben. Immer sind es Reformierte. Sie hatten im lutherischen Ostpreußen, wie die anderen Reformierten auch, manchen Widerstand zu überwinden. Der preußische König sorgte jedoch für Gleichberechtigung. Diese verschiedenen Gruppen zogen in etwa 68 Dörfer im weitesten Umkreis von Gumbinnen und wohnten mit Litauern, dann Salzbergern und anderen Deutschen zusammen.

Die Schweizerdörfer mit französischer Mehrheit lagen in drei Gruppen westlich, nordwestlich und südöstlich von Gumbinnen. Die Dörfer mit deutscher Mehrheit blieben etwas zerstreuter. Die kirchlichen Mittelpunkte waren zunächst Iudtschen, Sadtweitschen und Insterburg. Die Schweizer deutscher und französischer Sprache siedelten im Gemenge. Es wurde abwechselnd in beiden Sprachen gepredigt, doch wurde Iudtschen Mittelpunkt des französischen, Sadtweitschen des deutschsprachigen Gottesdienstes. Die französische Gemeinde in Iudtschen löste sich 1731 auf und hielt sich zu Gumbinnen. Nach Abschluß der Ansiedlung war der sprachliche Zustand folgender:

Die Hälfte der Schweizerkolonien war deutscher, die andere französischer Muttersprache. Es ist kein Zeugnis der einen oder der anderen Heimatsprache vorhanden.

## VI. Deutsche und nichtdeutsche Mundartgliederung im gleichen Raume.

In unserem Großraume siedeln die Deutschen mit nichtdeutschen Völkern nebeneinander, strichweise durcheinander. Wenn wir die deutschen Mundarten nach ihren geographischen Merkmalen gliedern, reizt die Frage nach der im gleichen Raume lebenden nichtdeutschen Mundart nicht nur im Hinblick auf das Substratproblem, sondern gerade in dialektgeographischer Hinsicht. Auch für diese nichtdeutschen Sprachen hat die Forschung längst die Frage der Aufgliederung gestellt. Die ausgestorbenen Sprachen können nur sehr unvollkommen und grob in ihre Mundarten aufgeteilt werden. Es sind also das Ostpommersche außerhalb des heutigen Kaschubischen, das Altpreußische, das Kurische (Lettische) der Samlandküste und südlichen Kurischen Nehrung, das Masurische in seinem Nordrand, das Litauische im Ostrand des Niederpreußischen. Anders steht es mit den lebenden Mundarten nichtdeutscher Sprachen. Das Lettische und das Estnische des Baltikums gliedern sich ihrerseits zunächst in je zwei große Mundartgebiete, das Nieder- und Hochlettische, das Nord- und das Südestnische<sup>129</sup>). Zunächst müßte die allgemeine Frage entschieden werden, ob sich das Baltendeutsche nach der Verteilung auf die Räume des Lettischen oder Estnischen irgendwie aufteilen läßt. Das ist mit mehreren aus der Doppelsprachigkeit der Baltendeutschen stammenden Merkmalen tatsächlich möglich<sup>44</sup>). Es bleibt doch eine merkwürdig starke Einheit über beide Sprachen hinweg. Dabei ist das Estnische als Nichtindogermanisch etwas ganz anderes als das Lettische. Das Altpreußische zeigt in seinen Texten und in den Ortsnamen eine mehrfache Untergliederung. Die westsamländische Untermundart des Niederdeutschen könnte mit einer aus den Ortsnamen desselben Raumes im groben zu erschließenden altpreußischen Mundart räumlich gleichgesetzt werden. Nur hier zeigen altpreußische Ortsnamen bis heute die Schreibung *-ieten*, während sonst *-itten* gilt. Diese besondere Form des Suffixes ist also die einzelne Spur einer sprachlichen Sonderheit des Altpreußischen und reicht natürlich in keiner Weise für weitere Schlußfolgerungen zu. Über ein anderes Suffix berichtet Abschnitt VII. Auch von den anderen nichtdeutschen Mundarten wissen wir meist zu wenig.

Für unsere Frage allein ergiebig ist die Weichsellandschaft, in der deutsche und polnische Mundarten in gegenseitiger räumlicher Durchsetzung neben-

und miteinander siedeln. Am besten, Dorf für Dorf, erforscht ist bisher das heutige Kaschubische. Es zerfällt, selber ohne eigene Schriftsprache, in zahlreiche Mundarten auf engstem Raume. Die Deutschen siedeln dort meist in Gebieten, deren Kaschubisch geschwunden ist. Da erhebt sich die Frage des Substrats und der Germanisierung. Wenn eine kaschubische Mundart unkaschubisches *ł* statt zu erwartendem *ł* hat, so ist da Entdeutschung, also deutsches Substrat zu folgern. Im Gegensatz dazu zeigt das Polnische größere Mundartflächen. Dazu stimmt im allgemeinen das Ostdeutsche. Mundartliche Kleinbezirke sind im Nordostdeutschen und im Polnischen selten. In beiden Sprachkreisen wird die gewaltige Gruppe der wandernden Landarbeiter auf den zahlreichen Gütern für einen Ausgleich in größeren Räumen mitverantwortlich zu machen sein. Der Kaschube ist seßhafter Klein- oder Mittelbauer. Der Hof kommt gewöhnlich ohne Landarbeiter aus, die Familie besorgt die Wirtschaft, die Söhne und Töchter sind Knecht und Magd. Also kommen auswärtige Mundartformen nicht so leicht ins Dorf, wie sonst in Gegenden mit beweglicher Landarbeiterbevölkerung. Weiterhin lagerte zu allen Zeiten über dem Kaschubischen eine nichtkaschubische Verkehrssprache, das Deutsche oder das Polnische, die letztere in ihrer hochsprachlichen, von der Kirche vertretenen Form. Aber im Bereich der niederdeutschen und der polnischen Mundarten müssen mundartliche Verkehrssprachen vorausgesetzt werden, die jedesmal die auf der heutigen Dialektkarte sichtbaren größeren Räume überdeckt und durch Ausgleich ausgebildet haben.

Hier beschäftigt uns die Frage, ob überhaupt die Mundartgrenzen innerhalb des Deutschen geographisch im gleichen Zuge laufen wie die nichtdeutschen. Ein öder Waldgürtel, ein unwegsames breites Moor, eine eindruckliche Territorial- und Staatsgrenze, eine sonstige verkehrsgeographische Hemmstelle könnte doch den Lauf der trennenden Sprachlinien sowohl innerhalb der deutschen wie auch der gleichräumigen polnischen verursacht haben. Die Weichsel mit ihrer breiten, ehemals sumpfigen Niederung trennt nicht, die deutschen und nichtdeutschen Mundarten überbrücken sie immer wieder. Auch stößt sie nicht als Verkehrsader Sprachwellen vor.

Nicht auf bestimmte Jahrhunderte läßt sich die Verschiebung der polnischen Sprachlandschaft über die Netze gegen und in das Kaschubische hinein festlegen. Die heutige Forschung stellt als nunmehrigen Zustand fest, daß die beiden westlicher gelegenen Mundarten des Polnischen Merkmale des Kaschubischen als Erbe zeigen. Die Ostgrenze liegt östlich von Tuchel und läuft allgemein nordsüdlich mitten in der Heide ohne Anlehnung in der Landschaft. Den Raum bis zur Weichsel nimmt heute das Kociewische ein, das nur in seinem Westen, westlich der Linie Poguttken, Ociepel, Althütte bis Schwetz noch einzelne kaschubische Erscheinungen zeigt<sup>130</sup>).



Wie das große deutsche Sprachgebiet durch *p, t, k* und deren Wandlungen im groben von der Wissenschaft aufgeteilt wird, so das Polnische durch die drei Gruppen der Vorderzungenspiranten und -affrikaten *s, z, ts, ds; ś, ź, tś, dź; ś, ź, tś, dź*. Vorhanden sind diese drei Reihen gegenwärtig in der Volkssprache nur an den Außenseiten des Gesamtpolnischen, das größte Gebiet bildet das Großpolnische um Posen, Thorn, linkes unteres Weichselufer. Dann gehört dazu ein Teil Oberschlesiens, im äußersten Südosten ein Randstreifen zum Ruthenischen, ganz im Nordosten ein kleines Gebiet östlich Ostpreußens am Weißrussischen und als letzter und kleinster Bezirk ein Stück im Südermland. Den allergrößten Teil Polens nimmt die sog. „Masurierung“ ein, die darin besteht, daß die genannten drei Reihen zu zweien vereinfacht sind: *ś, ź > s, z*. Diese Masurierung erfüllt den ganzen Raum von Warschau bis an das niederpreußische Sprachgebiet heran, nach Süden über die alte Hauptstadt Krakau bis an die Tatra, und auf die deutsch-polnischen Grenze trifft sie in breitem Keil nördlich von Oberschlesien. Sie erreicht also in allen vier Himmelsrichtungen in breitem Zuge die Sprachgrenze überhaupt, ähnlich wie die französische Sprachlandschaft mit ihren Brücken Paris—Mittelmeer, Paris—Ärmelkanal aussieht, oder wie die deutsche Landschaft nach Sprengung des niederdeutschen Gürtels durch den Stoß Berlin—Ostsee, Halle—Harz möglicherweise einmal aussehen wird, sobald der Vormarsch des Mitteldeutschen weitergehen sollte. Die Randgebiete östlich Suwalki, am ostpreußischen Südrand, an der ruthenischen Grenze, teilweise Oberschlesien, sind polnische Kolonisationslandschaften der letzten Jahrhunderte, Bauern- und Arbeiter-einwanderung. Die letzten polnischen Dörfer an der Netze zeigen jene Masurierung, bei ihnen wird an Kolonistenübertragung aus dem Osten gedacht.

Die Erweiterung der polnischen Sprachlandschaft nach Nordwesten, nach Westpreußen links der Weichsel, setzt schon im Mittelalter ein. Es ist der Forschung nicht deutlich geworden, wieweit die Polonisierung durch Kolonistenschübe mitgetragen worden ist. Die Kaschuben hatten ja zu Beginn der Landesgeschichte um das Jahr 1000 ihre Südgrenze im Netzetal. Unter dessen ist bis heute die kaschubische Südgrenze im Laufe von bald einem Jahrtausend bis hinter die Linie Konitz zurückgeschoben worden. Am stärksten hängt die Mundart des linken Weichselufers mit dem Kernlande Großpolen und dem von dort aufgefüllten, ehemals altpreußisch-polnischen Grenzraum im nördlichen Kulmer Land zusammen.

Die gewohnte Einteilung des deutschen Sprachgebietes nach den Formen der *p, t, k* läßt sich nicht auf die polnische Sprachfläche, ebensowenig umgekehrt *s, ś, ź* auf die deutsche Binnenfläche anwenden. Wohl aber kommt für manche Striche ein Vergleich wenigstens für einige dieser Laute in Betracht. *k* wird in deutschen, polnischen und kaschubischen Mundarten Westpreußens zu verschiedenen Formen des Typs *tʃ* gewandelt (S. 51). Also hier ist ein

geographischer Vergleich der Geltung dieser palatalisierten *k* in den deutschen und in den slawischen Mundarten derselben Großlandschaft möglich<sup>131</sup>). Und da ergibt sich, daß jener Typ *tχ* auch in den deutschen Mundarten der Gebiete gilt, wo er im Polnischen und Kaschubischen zu Hause ist: das ist in der Kaschubei und in der Tucheler und der Flatower Gegend der Fall. Sowohl für den deutschen wie für den slawischen Bereich ist im allgemeinen die Netze die Südgrenze. Bis dahin reicht vom Norden jener Wandel zu *tχ*<sup>132</sup>).

Der Bezirk des *tχ* innerhalb des Deutschen reicht nun über den gemeinsamen Landbesitz nach Osten und Süden sogar über die Weichsel hinaus, wo überall in den polnischen Mundarten nur *k* gilt. Das Weichseltal selber zeigt in diesem *k* Einheitlichkeit in deutscher und polnischer Sprache. Die Sonderverbreitung des *tχ* über den gemeinsamen Raum nach Osten über die Weichsel hinaus ist auf deutsche Kolonistenbewegung des 17. und 18. Jahrhunderts aus dem heutigen *tχ*-Raum und seiner damals gewiß noch *tχ* zeigenden pommerschen Nachbarschaft herzuleiten.

Die slawischen Formen von *ś* als *ś*, *ś* u. dgl., ihre stimmhaften Vertreter und die zugehörigen Affrikaten können in deutschen Mundarten desselben Raumes auftreten; in diese Artikulation der *ś*-Formen gerät das gemeinniederdeutsche *χ* recht leicht, z. B. *fiχt* 'Fichte' erscheint dann sogar als *fiśt*<sup>133</sup>). Aber dies sind zu sehr örtliche und persönliche Erzeugnisse, als daß der Versuch einer flächenhaften Abgrenzung, wie sie bei *k* > *tχ* eher möglich ist, gemacht werden könnte.

Die Kulmer Landschaft nimmt das Preußentum des Grenzraumes ins Polnische auf, sie ist selber im Mittelalter in den deutschen Städtegründungen und in Großgrundbesitz, einzelnen Bauerndörfern oder Gruppen von solchen deutsch durchsetzt. Das städtische Deutschtum hält sich sprachlich auch in polnischer Herrschaftszeit (1454—1772), aber das Bauerntum wird, wie überhaupt die deutsche Landbevölkerung im 15. Jahrhundert, einer sehr verlustreichen Kriegszeit, polonisiert. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts setzt dann, auf Betreiben der polnischen Machthaber und Stände selbst, jene Neusiedlung ein, die möglicherweise an einzelnen Punkten erhaltene Bestände von deutschen Sprachträgern auffrischte.

Der Grenzsaum an der oberen Drewenz, die Südwestecke Ostpreußens und der äußerste Südosten Ermlands zeigen in dem Verhalten jener drei Reihen *s*, *z* usw. eine Sonderart, wie sie nur (in kleinstem Bezirk an der Weichselquelle, also im äußersten Südwesten und) im Stuhmer Gebiet südlich Marienburg und in einigen Dörfern bei Dirschau wieder vorkommt. Überall in den genannten Gebieten sind jene drei Reihen in zwei in der Weise umgewandelt, daß die Reihe *s*, *z*, *ts* geblieben ist, die beiden anderen aber in die zwischen ihnen stehende Artikulation *ś*, *ź*, *tś* zusammengefallen sind. Das west- und ost-

preußische Randgebiet hat sich auf einem schmalen zu Beginn der Geschichte des 13. Jahrhunderts siedlungsarmen Waldgürtel ausgebildet. Er ist der altpreußisch-polnische Grenzraum. Sehen wir von der deutschen Städtegründung und deutschem Gutsbesitz ab, so ist der ganze Streifen im südöstlichen Westpreußen und im südlichen Ostpreußen vom 15. Jahrhundert an bis ins 18. Jahrhundert von Süden aufgefüllt und vorwärtsgerückt worden. Von Norden her sind die deutschsprachigen Städte bis an die Grenze eingelagert und für den Sprachaustausch zu den wirksamsten Siedlungseinheiten geworden. Für den jungen Sprachraum östlich Graudenz, der mit deutscher Siedlung stark gemischt ist und auch auf der deutschen Mundartenkarte unausgeglichene Grenzführung zeigt, ist bezeichnend, daß auch im Bereich der polnischen Mundarten Grenzen südlicher liege geblieben und nicht bis an den Rand nach Norden weiterverlegt worden sind. Die Stuhmer Höhe südlich Marienburg hat erst im 16. Jahrhundert eine polnische Einwanderung erlebt, die dorthin polnische Sprache gebracht hat. Sind die einheimischen Namen bis dahin fast nur altpreußisch, so werden sie nunmehr mitsamt ihren Trägern polnisch. Die Dialektkarte zeigt nun, woher die polnischen Kolonisten kamen. Nicht aus der unmittelbaren Nachbarschaft vom linken Weichselufer aus dem Kociewischen, sondern über den deutschen Streifen bei Marienwerder hinweg aus dem südöstlichen Sprachbezirk. Diese Kolonistenbewegung reichte über die Südspitze des Großen Werders, wo die Nogat abzweigt, in die Dirschauer Nachbarschaft hinein. Er trifft bei Marienburg, im Werder und nördlich von Dirschau auf dichtgesiedelte, geschlossen deutsche Marschenbauernschaft, die ihrerseits die slawische und altpreußische Bevölkerung, die in diesem Überschwemmungsgebiet vor der deutschen Eindeichung gering war, sprachlich aufgenommen hatte.

Der Vergleich zwischen deutscher und polnischer Mundartgliederung in diesem gemeinsamen Raume zeigt insgesamt, daß die Mundarten dieser beiden Sprachen jede für sich die Grenzlinien abstecken. Das Land bietet nirgends Naturgrenzen, an denen sich die einen oder gar beide gemeinsam absetzen. Die Weichsel mit ihrer Niederung verbindet ihre Ufer. Sie wird von beiden in allgemeiner West-Ostrichtung überquert. Die polnisch-kaschubische Gruppe zeigt vor allem Wirkung von breitflächiger Sprachströmung aus dem Süden. Die Siedlungsbewegung ist in unbestimmtem Ausmaße beteiligt. In den deutschen Mundarten ist die Siedlung geschichtlich deutlich und für die Ausbildung der Flächen wesentlich und grundlegend.

## VII. Neuhochdeutsch.

Die Geschichte des hochdeutschen Zwielautes ( $\bar{i} > ei$ ) im Hochpreußischen bietet eine besondere Möglichkeit, die Frage nach der schriftsprachlichen oder mundartlichen Herkunft dieses Merkmals des Neuhochdeutschen zu klären.

Das Hochpreußische hat die Wandlung von  $\bar{i}$ ,  $\bar{u}$ ,  $\bar{ü}$  zu *ei*, *au*, *eu* mitgemacht. Im östlichen Flügel, dem Breslauischen, erscheinen diese Laute als *ai*, *au*, *ai*, so in *ais* 'Eis', *au* in *paunar* 'Bauer', *ai* in *haints* 'heute'; im westlichen, dem Oberländischen, entsprechen *ei*, *au*, *ei*. Das Hochpreußische ist der ostmitteldeutschen Ordenssprache lediglich insofern verwandt, als die Ordenssprache zur ostmitteldeutschen Schriftsprache überhaupt gehört, während das Hochpreußische als mündliche Mundart aus dem mundartlichen Bereich des Ostmitteldeutschen herzuleiten ist.

Wir können nun die Zeit der hochpreußischen Einwanderung sehr genau festlegen, es ist die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts. Vergleichen wir nun die Angaben der Fachliteratur<sup>134)</sup> über den Ausbreitungsvorgang jener Diphthongierung, so stimmen die Daten und die Räume gar nicht zueinander. Das ostmitteldeutsche Stammland zeigt vorläufig die Diphthongierung, später als das Hochpreußische sie Anfang des 14. Jahrhunderts mitgebracht haben muß. Zunächst muß aus diesem Vergleich geschlossen werden, daß die Schriftsprache, also in den Urkunden, reichlich spät nachholt, was die Mundart aus der Nachbarschaft übernommen hat, in diesem Falle also die neuhochdeutschen Zwielaute.

Der lautliche Vorgang der Zwielautung ist uns bis heute trotz zahlreicher Deutungsversuche rätselhaft geblieben. Er bleibt es auch, wenn wir im Hochpreußischen an altpreußischen Ortsnamen die Bewegung selbst, von  $\bar{i}$  zu *ai*, *ei*, beobachten können. Das Altpreußische hat in seinem ganzen Bereich ein häufiges Suffix *-inen*. Das erscheint noch heute im Niederpreußischen in den betreffenden Ortsnamen unverändert. Zu einem Wandel, etwa durch Lautsubstitution, lag ja auch gar kein Anlaß vor. Nun sind aber die im Hochpreußischen liegenden Ortsnamen statt dessen mit *-ainen*, *-einen* versehen. Da möchte man fragen, wie wir uns den Übergang vorzustellen haben. Denn ein solcher liegt vor. Nicht etwa eine dialektgeographische Eigenheit, die ausgerechnet in dem gleichen altpreußischen Mundartraum wie das Hochpreußische gälte. Die Endung *-ainen*, *-einen* gibt es neben jener Schreibform *-ienen* im Niederpreußischen auch. Das sind zwei verschiedene

Suffixe oder mindestens verschiedene Ablautstufen. Das außerhalb des Hochpreußischen so gewöhnliche *-ienen* fehlt aber dort mit einer Ausnahme nahe an der niederpreußischen Grenze. Die Reihe der urkundlichen Formen legte uns Gerullis, „Die altpreußischen Ortsnamen“, für den ganzen Zeitraum bis 1500 vor<sup>83</sup>).

Die deutschen Bauern, die 1300—1350 ins Land kommen, hören von ihren örtlichen Nachbarn, den Altpreußen, an Ort und Stelle die Dorfnamen auf *-in-*. Da diese dann allesamt diphthongisch werden, müssen die Deutschen und mit ihnen die Deutschwardenden das *i* sowieso gerade im Zeitraum der Einwanderung in *ei, ai* wandeln. Das bedeutet also, daß sie aus ihrer ostmitteldeutschen Heimat, die wir westlich von Schlesien suchen, den gerade im Gange befindlichen Wandel  $\bar{i} > ei, ai$  mitnehmen. Wie ist dies vorstellbar? Es kann  $\bar{i}$  neben *ei, ai* als lebende, aber veraltende Lautform mitgenommen sein, etwa von den Alten oder den Armen, also von Alters- oder Sozialschicht. Der Zwielaute siegt in dem Nebeneinander dieser einwandernden Gemeinschaft. Oder es müßte dem  $\bar{i}$  der geheimnisvolle aufspaltende Akzent zugeordnet gewesen sein, der dann im Neulande den Zwielaute erzeugt hätte. Das erstere erscheint doch wahrscheinlicher, nämlich die Doppelung, daß die einen noch  $\bar{i}$  mit seinem Werte des Altmodischen, die andern schon *ei, ai* innerhalb der Siedlergesellschaft hatten.

Möglicherweise ist nicht nur in diesen Teilen des Ostmitteldeutschen, also in der Stammheimat des Hochpreußischen an der Westgrenze von Schlesien, die Mundart in der Übernahme der neuhochdeutschen Zwielaute der Schriftsprache der landschaftlichen Kanzleisprache vorausgeilt.

In den Ortsnamen altpreußischer Herkunft finden wir innerhalb des hochpreußischen Gebietes die im Niederpreußischen häufige, aus dem Altpreußischen erhaltene Endung *in* nicht, außer an der Grenze zum Niederpreußischen, Kerwienen, Kr. Heilsberg. Doch braucht nicht die Randlage das  $\bar{i}$  erhalten zu haben. Dies Dorf verlor seinen deutschen Namen später wieder. Da mögen die Altpreußen ihre Sprache länger erhalten haben, mithin auch die alte Namensform mit  $\bar{i}$ . Die Eindeutschung müßte dann dort erst nach jener Anfangszeit, in der  $\bar{i} > ai$  im deutschen Munde wurde, erfolgt sein. Im benachbarten Natangen hat sich das Altpreußische bis ins 17. Jahrhundert erhalten können. Kopjehnen, Kr. Pr. Holland, ist nur scheinbare Ausnahme, es ist nicht aus *in-*, sondern aus *ij + ein* herzuleiten, also über \*Kopjehnen. Rings um das Hochpreußische liegen z. B. die heutigen Orte Abbelienen, Sugnienen, Kirschienen, Kubienen, Tornienen, Legienen. Im südlich dem Hochpreußischen vorgelagerten Masurischen sind sie wieder zu erwarten und reichlich vorhanden, z. B. Browienen, Warienen, Kr. Neidenburg; Barwienen, Brieslienen, Kr. Allenstein; Farienen, Olschienen, Kr. Ortelsburg.

Im Hochpreußischen erscheint, abgesehen von jenem Grenzort, diese Endung also immer diphthongiert: z. B. Klotainen, Schmolainen, Kr. Heilsberg; Quittainen, Nektainen, Kr. Pr. Holland; Tenkainen, Luzeinen, Kr. Mohrungen. Dem niederpreußischen Komien südwestlich Rössel (im Ostkäslaischen, vgl. S. 35) entspricht hochpreußisches Komainen nordöstlich Wormditt. Von da aus reichen nach Süden solche Formen hinein, z. B. Schwentainen Kr. Ortelsburg, Bolleinen, Tolleinen Kr. Osterode. Ein zweites, recht lebensvolles altpreußisches Suffix ist *-ein*, das im Litauischen *-ain* lautet. Im Niederpreußischen gilt heute gewöhnlich ein *-ēn*. Diese Lautform macht jenes altpreußische Suffix als *-ein* wahrscheinlich, denn *-ain* müßte heute im Niederpreußischen als solches erhalten geblieben sein. Die zahlreichen Schreibungen der Ortsnamen mit ordensdeutschem *ay*, *ey*, *ei* könnten an sich außer *ei* auch *ai* bedeuten. Dieser wie auch immer geformte Zwiellaut ist in den aus dem Altpreußischen stammenden Namen im hochpreußischen Bereich zu *ē* geworden. Dafür lassen sich viele urkundliche Formen beibringen. Immer wieder fehlt ein *i*, *y* unter den alten Formen. Der Name des Weeskeflusses, der an Pr. Holland vorbei in den Drausensee fließt, ist wieder nur scheinbare Ausnahme, er setzt eine *i*-Form voraus, gerät aber unter deutsche Volksetymologie. Die Ortsnamen auf *-ai*, *-ei* gehen im hochpreußischen Umkreis auf urkundliche *ei*, *ey*, *y*, *i*, *ie* zurück. Es können in amtlicher Festlegung sehr wohl altpreußische Diphthonge, die in jenen zahlreicheren *-ehnen* desselben Raumes in mitteldeutscher Weise monophthongiert worden sind, erhalten worden sein. Mit bürokratischer Willkür müssen wir immer rechnen, doch bleiben diese Eingriffe zahlenmäßig durchaus in der Minderheit. Eine zweite Störung kann der sonst hin und wieder vorkommende Suffixwechsel bedeuten. Dann wären altpreußische *-īn* und *-ein* ausgewechselt.

Jedenfalls war der Wandel von altpreußischem Suffix *-īn*, weil ausschließlich hochpreußisch, einwandfrei zu erweisen. Es ist ein mitteldeutscher, hier also hochpreußischer Vorgang. Er spielt sich im Munde der Einwanderer, aber ebensogut von ihnen aus auch in der Sprache der dort rasch germanisierten Altpreußen ab. Weiterhin wird die mitteldeutsche Monophthongierung in der häufigen Endung *-ehnen* deutlich. Das Hochpreußische sagt über die genauere Gestalt des altpreußischen Suffixes nichts aus, da es *ai* nicht beibehält. Aus dem sehr häufigen Gebrauch desselben Suffixes als niederpreußisches *-ehnen* ist auf altpreußisches *-ein* zu schließen. Denn das Niederpreußische zeigt Erhaltung des eigenen Erbgutes *ai*.

Notwendig schließt sich als weitere Frage aus dem Mitteldeutschen an, ob entsprechend *ū* > *au* und *au* > *ō* geworden sind. Für den ersten Vorgang sind auf hochpreußischem Boden Beispiele leicht beizubringen, z. B. *Lunau* > *Launau*, *Trutenow* > *Trautenau* Kr. Heilsberg, *Buditien* > *Bauditten* Kr. Mohrungen. Im Niederpreußischen zeigt sich die im Hochpreußischen

nicht zu erwartende Erhaltung z. B. in Rudau < Rodowe, Sudau < Sudowe Kr. Fischhausen, daneben Zwielaute, wohl aus amtlicher Umsetzung, in Masunen > Massaunen Kr. Friedland. Regelrecht ist die Verteilung *u*: *au* wieder für Peythunen nördlich Mehlsack < Poyten; Pathaunen Kr. Allenstein < Peuthune. Volksdeutung ist bei Rauschen < Ruse anzusetzen. Wieder müssen wir als Gegenprobe für das Hochpreußische fragen, ob etwa *ū* erhalten ist, also nicht in jenen mitteldeutschen Vorgang geraten ist. Das ist nicht der Fall. Unklar ist die Gleichung Dauben, jetzt Duben-See Kr. Mohrungen, da ist *au* wohl alt, und es wäre dann Einlaut *ō* zu erwarten. Das Schicksal des altpreußischen *au* ist überhaupt nicht zu übersehen. In dem im ganzen Bereich häufigen, mehrmals auch im Hochpreußischen erhaltenen Suffix *-lauk-* 'Feld' wechselt *au* mit dem häufigeren *a* ab, wie auch in Laukemedien > Lackmedien Kr. Friedland. Die Lautgestalt (und Betonung) des altpreußischen *au* mag nicht zum deutschen, ins Land hineingebrachten und nach jenen mitteldeutschen Anzeichen in den Vorgang > *ō* hineingeratenen *au* stimmen. Die urkundlichen Formen für Doben Kr. Angerburg im niederpreußischen Gebiet, das *au* erhalten müßte, lauten Douben, Duben, Downen. Der gleichlautende Ortsname im Kreise Wehlau zeigt urkundlich die Voraussetzungen Douwin, Dowbin, Dowpin.

In unserem Nordosten treffen wir zu allen Zeiten besonders große Flächen von übermundartlicher Verkehrssprache an. Die Träger solcher Umgangssprache sind innerhalb des Deutschen meist als einsprachig in dem Sinne zu werten, als sie nur diese Sprechart und keine zugehörige Mundart verwenden. Die weiträumigste Gruppe von Trägern lediglich neuhochdeutscher Sprache sind die Baltendeutschen. Das Mittelalter hatte hier die einzige Großfläche, meinen wir, der gesprochenen mittelniederdeutschen Hochsprache gezeitigt. In der Gesellschaftsgliederung des dortigen deutschen Volkstums fehlte der wesentliche Stand von Mundartträgern, nämlich der deutsche Bauer. Eine kleinere Fläche deutscher Hochsprache bildet Masuren. Die Eindeutschung der ländlichen Fläche ist ein junger Vorgang. Da deutschmundartliche Einschlüsse als wachsende Horste in diesem Vorgang fehlen, geht die Ausbreitung der deutschen Sprache diesmal von den Städten, der Schule und der Kirche aus. Allein bei diesen Trägern deutscher Sprache findet, abgesehen von dem unmittelbaren Grenzrande zum Niederpreußischen und Hochpreußischen hin, das Volk Gelegenheit, seinen Willen zum Sprach-eintausch durchzuführen.

Der Übergang zum Neuhochdeutschen steht im Baltikum in hellem Licht der Überlieferung. Kurz nach 1600 erscheint die letzte Auflage des niederdeutschen Kirchengesangbuches in Riga. Die Jugend geht bewußt und rasch in jenem Zeitabschnitt zum Neuhochdeutschen über. Sie konnte es ausgiebig

beim Studium in Wittenberg und anderen reformatorischen Universitäten erlernen. Die Folgezeit zeigt die Balten als besonders eifrige Pfleger neuhochdeutscher Sprech- und Schriftsprache.

Noch unerforscht ist der Übergang zum Neuhochdeutschen vom Ostmitteldeutschen unseres Großraumes. Wir haben auf breiter niederdeutscher Grundfläche in der Oberschicht den Gebrauch des Ostmitteldeutschen kennengelernt. Und zwar deuten die zahlreichen schriftlichen Zeugnisse im altpreußischen Bereich, aber auch links der Weichsel bis nach Pommern hinein, zunächst auf schriftliche Anwendungen. Aber darüber hinaus müssen wir in Preußen östlich der Weichsel für den Bereich der niederdeutschen Grundmundart mitteldeutsche Sprechsprache der Oberschicht, mindestens der Bürgerschaft annehmen. Da braucht nicht nur die Schrift- und Sprechsprache des Deutschen Ordens das Beispiel abgegeben zu haben. Die Mitgliederzahl dieses Ordens ist ja an und für sich vergleichsweise klein. Der Orden selbst ist aus Mitgliedern der verschiedensten mittel- und süddeutschen Landschaften zusammengesetzt. Auch die westmitteldeutschen und süddeutschen Mitglieder des Ordens werden sich wie die einzeln zuwandernden Bürger dieser Länder der in dem ganzen Großraume des Nordostens wohlbekannten ostmitteldeutschen Verkehrssprache angepaßt haben müssen. Ob nicht hier, dazu in den deutschen Städten auch der südöstlichen Streuung in Polen, der beste Wachstumsboden zunächst der ostmitteldeutschen und dann von hier aus der frühneuhochdeutschen Verkehrssprache gelegen sein kann? Wer z. B. in Danzig im Mittelalter oder in der frühen Neuzeit hochdeutsch schreiben und sprechen mußte, fand überhaupt keinen Zusammenhang mit entsprechender oder verwandter Mundart im Lande. Das gilt auch für Königsberg oder die anderen im niederdeutschen Bereich liegenden Städte.

Der Abstand zwischen der Sprache des Bauern und der des Bürgers, also zwischen Mundart und Verkehrssprache, wird zu allen Zeiten so groß gewesen sein, daß die niederdeutsche Mundart von der Stadt aus wesentlich nicht beeindruckt wurde. Aber auch von solchen stark niederdeutschen Städten wie Danzig und Elbing kann kein Einfluß auf die Umgebung ausgestrahlt sein. Elbing ist heute, als Industriestadt, die erste ostpreußische Stadt, die wohl in Mundarten eingebettet ist, aber selber keine mehr hat. Die Grenze zwischen Niederpreußisch und Hochpreußisch geht an ihrem Weichbilde entlang. Auch diese Stadt hat trotz dieser merkwürdigen Lage auf einer sehr scharfen Mundartgrenze die zugehörigen Mundartflächen nicht einmal in den nächsten Dörfern eindrücken können.

In Aussprache einzelner Laute und in Stücken des Wortschatzes zeigt das Neuhochdeutsche unseres Nordostens im Einzelträger, aber auch landschaftlich verschiedenen Grad von Mundartnähe. An solchen Merkmalen bleibt der Balte trotz seiner sprachpflegenden Schulung erkennbar. Von den Groß-



städten des preußischen Raumes steigt die Mundart in Königsberg gesellschaftlich höher hinauf als in Danzig. Im Posener Land zeigen sich Posen und Bromberg in der Mittelschicht, etwa in Handwerkerkreisen, vereinzelte Merkmale. Die Nachbarschaft Schlesiens und des Schlesischen in Südposen, die Mundart Berlins strahlen dorthin aus, in Gemeinschaft mit dem Niederdeutschen von Norden her. Solche Färbung neuhochdeutscher Umgangssprache braucht in unserm Nordosten nicht von der Mundart der näheren oder weiteren Umgebung herzuleiten sein. Diese Form der Umgangssprache zeigt in Ostpreußen bis weit in die Oberschicht z. B. die Erhaltung eines Vorderzungen-*r*, z. B. Königsberg. Die niederpreußisch sprechenden Königsberger vokalisieren dies -*r*- bis zu einem *ə* oder *a*. Sie oder ihre Vorfahren sind vom Lande in die Stadt gezogen. Jenes -*r*- lebt in der Mundart nur im Ost-, Süd- und Westrande Ostpreußens. Es wird daher oft in der hochdeutschen Umgangssprache der nieder- und hochpreußischen Gesamtlandschaft angewandt. Als besonderes Kennzeichen ostpreußischer Herkunft wird das übertroffene *e*, gewöhnlich *a* z. B. Elbing > *Albing* geschrieben, von Auswärtigen gewertet. Dieser Laut ist auch in anderen deutschen Mundarten gebräuchlich. In Ostpreußen ist er in der Mundart selbst in weiten Strichen in der Grundmundart nicht vorhanden, aber überall in der Mittelschicht. Diese Sprachträger der hochdeutschen, ostpreußisch gefärbten Umgangssprache sind vor allem die Bürger der kleinen Städte. Dorthin kann diese Schicht durch Fortzug aus den Landschaften der Grundmundart jene Merkmale weitergetragen haben. Es ist aber auch ohne Wanderbewegung eine Übernahme aus der gleichen Schicht der Nachbarlandschaften denkbar. Das Baltendeutsche kann mit dem überlandschaftlichen Ostpreußischen jenes *r*, auf estnischem Boden das dem bühnendeutschen *ai* entsprechende *ei* (äi) gemeinsam haben. Das besondere Merkmal des Baltendeutschen ist die Doppelung des Mitlautes, z. B. in *fallen*, *nennen*. Das Ostpreußische hat wie das übrige Deutsche nicht die Silbengrenze zwischen jenen Mitlauten, sondern dann nur einen Mitlaut, den wir allerdings doppelt zu schreiben gewohnt sind. Das anlautende *g*- unseres Schriftbildes, z. B. in *geben* ist in unserem Nordosten bis einschließlich des Baltikums in der Umgangssprache als *j* üblich. Noch zu erforschen ist darüber hinaus die Besonderheit der Wort- und Satzmelodie, die in unserem Nordosten am ehesten beim Baltendeutschen und Ostpreußen herausgehört wird.

Überhaupt sind ja die Umgangssprachen der deutschen Großlandschaften noch unbekannt, dabei hören wir sie auch ohne Fachbildung heraus, und sprechen dann von Schwäbisch, Bayerisch, Mecklenburgisch, Ostpreußisch, Baltisch. Diese Umgangssprachen weiten ihr Gebiet und gesellschaftliche Geltung auf Kosten der Mundarten immer stärker aus.

Am wenigsten ist beim Träger der hochdeutschen Umgangssprache des Nordostens außer Ostpreußen und Baltikum landschaftliche Herkunft herauszuhören. Diese Vertreter der Umgangssprache Ostpommerns, Westpreußens, Posens zeigen in ihrer Sprache zu weiträumige Mundartmerkmale. Dazu gehört jenes *j-*, das im Niederdeutschen und im Ostmitteldeutschen weithin üblich ist, oder Einzelformen wie *nischt*, *nüsch*, „nichts“. Die Entrundung von *ö*, *ü* reicht bis in das Baltendeutsche, die Endung *-ig* wird in noch größerem Bereich zu *ix*.

Es können aber bei vielen auch solche Anteile der Mundart fehlen, diese sprechen dann das regelrechte Neuhochdeutsch, die bis ins Ostpreußische reichende nordostdeutsche Umgangssprache.



## Anmerkungen.

- 1) K. Engel, Die Bevölkerung Ostpreußens in vorgeschichtlicher Zeit. Gumbinnen 1932 S. 21.
- 2) F. Lorentz, Geschichte der Kaschuben. Berlin 1926.
- 3) Wulfstan besucht Ifing um 890, von Alfred d. Gr. ausgeschickt.
- 4) E. Seraphim, Geschichte von Livland. Bd. I. Gotha 1906.
- 5) A. Jaster, Die Geschichte der askanischen Kolonisation in Brandenburg. Breslau 1934. Tafel VI f.
- 6) E. Schmidt, Geschichte des Deutschtums im Lande Posen unter polnischer Herrschaft. Bromberg 1904.
- 7) Kurt Lück, Deutsche Aufbaukräfte in der Entwicklung Polens. Plauen i. V. 1934.
- 8) P. van Nießen, Die Erwerbung der Neumark durch die Askanier in „Forschungen zur Brandenburg-Preußischen Geschichte“ 4 (1889), S. 35f. — Derselbe, Geschichte der Neumark im Zeitalter ihrer Entstehung und Besiedlung. Landsberg a. W. 1905.
- 9) Text von F. Lorentz und Karte bei Lück, Deutsche Aufbaukräfte, S. 32.
- 10) P. Panske, Handfesten der Komturei Schlochau. F. Lorentz in „Zeitschrift des Westpreußischen Geschichtsvereins“. 66 S. 29f.
- 11) Teodor Tyc, Die Anfänge der dörflichen Siedlung zu deutschem Recht in Großpolen (1200—1333). Übersetzt von Maria Tyc = Osteuropa-Institut, Bibliothek geschichtlicher Werke aus den Literaturen Osteuropas Nr. 2. Breslau 1930. S. 108: Synoden beschließen 1285, dann 1287 (nicht 1257), zu Leitern von Parochialschulen keine Deutschen zu machen, die die polnische Sprache nicht beherrschen. Überhaupt wenden sich die Vorschriften gegen die deutschen Lehrer an den Dom- und Klosterschulen, gegen die Exklusivität der deutschen Klöster in Polen. Die schlesische Geistlichkeit stand damals gegen den Breslauer Bischof auf Seiten des Herzogs. Jener erste Ausbruch nationalen Gegensatzes ging von diesen schlesischen Kämpfen aus.
- 12) C. Krollmann, „Zeitschrift des Westpreußischen Geschichts-Vereins“ 64 S. 3f.; K. Kasiske, Die Siedlungstätigkeit des Deutschen Ordens im östlichen Preußen bis zum Jahre 1410. Königsberg/Pr. 1934. Die Bemerkung S. 52 von meiner angeblichen Ansicht, die aus der Mundartgliederung hergeleiteten Siedlungskerne seien aus je einem Dorfe entstanden, erledigt sich durch die Gegenüberstellung des verwendeten Aufsatzes, z. B. S. 167: „Die Siedlungskerne sind, wie wir sahen, Gruppen von Dörfern gewesen“. — Vgl. Zeitschrift für Mundartforschung (Teuthonista) 13 S. 128.
- 13) W. Ziesemer, Die ostpreußischen Mundarten. Breslau 1924.
- 14) O. Natau, Mundart und Siedlung im nordöstlichen Ostpreußen. Königsberg und Berlin 1937.
- 15) R. Heberle, Die Deutschen in Litauen. Stuttgart 1927. — H. Mortensen, Litauen. Grundzüge einer Landeskunde. Hamburg 1926 S. 312f.
- 16) van Nießen, Geschichte der Neumark S. 309.
- 17) Tyc a. a. O.
- 18) F. X. Seppelt, „Deutsche Hefte für Volks- und Kulturbodenforschung“ 1930 S. 21.
- 19) H. Hoogeweg, Die Stifter und Klöster der Provinz Pommern. I. II. Stettin 1924/25.

<sup>20)</sup> F. Tita, Die Mundart des Kreises Deutsch-Kronc, in „Grenzmärkische Heimatblätter“ 1927 S. 5f.

<sup>21)</sup> van Nießen, Geschichte der Neumark. S. 208, 339.

<sup>22)</sup> F. Wrede, Berichte über Wenkers Sprachatlas. Im „Anzeiger für deutsches Altertum“ XVIII, 300f.

<sup>23)</sup> W. Peßler, vgl. bei Riemann (folgende Anmerkung) S. 98.

<sup>24)</sup> E. Riemann, Ostpreußisches Volkstum um die ermländische Nordostgrenze. Königsberg 1937. S. 89.

<sup>25)</sup> Zeitschrift für Mundartforschung (Teuthonista) 11 S. 1f.

<sup>26)</sup> A. Jaster, Askanische Kolonisation in Brandenburg. Karten.

<sup>27)</sup> Natau a. a. O.

<sup>28)</sup> Auch die stärksten Linienbündel unsres Gebietes, wie zwischen III und IV, IV und VI der Karte 1, sind nicht „Vibrationsgürtel“, wie die Fachwissenschaft sie sonst in Deutschland feststellt. Es gibt auch keine Staffellandschaften. Höchstens verschiebt so ein Bündel sich insgesamt in irgendeiner Richtung. Das ist südwestlich von Danzig der Fall, wo das sog. Hüttenpommersche vor dem aus dem Werder andringenden Niederpreußischen zurückweicht. An jener Grenze wird dies gegen das als hinterwäldlich angesehene Pommersch eingetauscht. Ein solcher Wechsel der Mundart vollzieht sich an der Westgrenze des Hochpreußischen, das auf Kosten des Niederpreußischen nach Westen vordringt. Die Tendenz zeigt die Richtung auf völligen Austausch. Vibrationsgürtel zeigen ein Ausschwingen der einzelnen Sprachlinien in einer einseitigen Stoßrichtung. Die Pfeile auf der Karte 1 zeigen aber ein Ineinanderwachsen durch allmähliche Binnensiedlung und Germanisation. Es ist auch kein dramatisches Aufeinanderprallen. Nach diesen siedlungsgeschichtlich und sprachlich klaren Beispielen werte ich auch die älteren, nicht in so hellem Licht entstandenen Grenzgürtel, nämlich zwischen II und III, II und I. In letzterem Fall wächst II an das Stammland heran. Für den mittelpommerschen Keil, dessen Scheitelpunkt an der Odermündung liegt, ließe sich auch der westliche Schenkel in unsre Karte einzeichnen. Sie kann natürlich sowieso nur andeuten. Die Wachstumsrichtung mag innerhalb des Keiles siedlungsgeschichtlich vor allem aus Südrichtung herzuleiten sein. — Dazu: Königsberger Deutsche Forschungen 2 (1928); Zeitschrift für Mundartforschung (Teuthonista) 11 S. 1f.

<sup>29)</sup> H. Barth, „Niederdeutsches Korrespondenzblatt“ 1937 S. 19. — E. Keyser, Pfingstblätter XV des Hansischen Geschichtsvereins; H. Strunk, Altpreußische Forschungen 4 S. 41f.

<sup>30)</sup> B. Arndt, Der Übergang vom Mittelhochdeutschen zum Neuhochdeutschen in der Sprache der Breslauer Kanzlei 1898 S. 42.

<sup>31)</sup> W. Ziesemer, Zur Sprache des Elbinger Kämmereibuchs, in „Elbinger Jahrbuch“ 1937 S. 1f.

<sup>32)</sup> Hansisches Urkundenbuch 8, 605.

<sup>33)</sup> W. Franz, „Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Ost- und Westpreußens“ 1937 S. 64f.

<sup>34)</sup> Liv-, est- und kurländisches Urkundenbuch 6, 2952.

<sup>35)</sup> „Zeitschrift für die Geschichte und Altertumskunde Ermlands“. 1921 S. 130.

<sup>36)</sup> (Bürgermeister) G. Bender, „Mitteilungen des Copernikus-Vereins zu Thorn“ 3 (1881), S. 89f.; R. Heuer, Siebenhundert Jahre Thorn. Danzig 1931 S. 13.

<sup>37)</sup> A. Semrau, „Mitteilungen des Copernikus-Vereins zu Thorn“ 32 (1924), S. 9f.

<sup>38)</sup> H. Tümpel, „Niederdeutsches Jahrbuch“ 1901, S. 50, verweist auf Toepfen, Elbinger Antiquitäten, S. 197, der ein niederdeutsches Zitat aus Thorn bringe. Das Niederdeutsche kann der dort genannten Danziger Quelle entstammen. Einen mitteldeutschen Schreiber

in Thorn Walther Eckhardt nennt das Verfasserlexikon des Mittelalters von W. Stammler I 526. Johann Frauenberg aus Danzig wird Schreiber in Görlitz (I 640). Die erste neu-niederdeutsche Sprachprobe ist ein Hochzeitslied von 1656 (Niederdeutsches Jahrbuch 19, S. 127), *eck* 'ich', *seck* 'sich', *most* 'mußt', *rick* 'reich' führen in die Thorner Gegend.

<sup>39)</sup> Deutsche Dialektgeographie XVII, her. Wrede. Marburg 1923. — L. Mackensen, Baltische Texte der Frühzeit. Riga 1936.

<sup>40)</sup> K. Forstreuter, „Mitteilungen des Vereins für die Geschichte von Ost- und Westpreußen“ 1937 S. 50f.

<sup>41)</sup> C. Krollmann, „Zeitschrift des Westpreußischen Geschichtsvereins“ 54 S. 77f.

<sup>42)</sup> Das große Urkundenwerk des Landes von F. C. v. Bunge, 1853f., reicht von den Anfängen bis ins 16. Jahrhundert. Die letzten Urkunden sind aus der zweiten Hälfte des Jahrhunderts mit einigen zeitlichen Zwischenräumen. Die ersten fünf Bände vereinfachen leider die urkundliche Rechtschreibung, allerdings nur in einigen nicht wesentlichen Dingen. Dies Verfahren bereut der erste Herausgeber im Vorwort des VI. Bandes. Diplomatisch getreu sind die „Livländischen Güterurkunden“, von v. Bruiningk und Busch 1912 herausgegeben. Es sind sicherlich oft Empfängerurkunden, also dann von den einzelnen Gutsbesitzern oder besser ihren Schreibern und Notaren verfaßt.

<sup>43)</sup> Deutsche Dialektgeographie XVII. — O. Masing, Niederdeutsche Elemente in der Umgangssprache der baltischen Deutschen. Riga 1926. — Dazu Teuthonista 4 S. 172.

<sup>44)</sup> In dem letzten niederdeutschen Gedicht, einem Hochzeitsgedicht von 1703 aus Riga (Deutsche Dialektgeographie XVII, S. 71), ist von Puzwazischen Bauern die Rede. Ich habe nach Entdeckung dieses letzten Denkmals baltischer niederdeutscher Sprache nach einem Ort dieses Namens vergeblich gesucht. Masing belehrte mich „Deutsche Literaturzeitung“ 1924, Sp. 1992, daß es halbddeutsch bedeutet. Also lebte dieser Ausdruck schon damals, sogar ins Lettische übersetzt. Die Verwechslung in der aussterbenden Mundart des 1703 nur noch in kleinbürgerlichen deutschen Kreisen denkbaren Niederdeutsch mit jenem lettischen oder estnischen Radebrechen, also Halbddeutsch, ist noch heute zu beobachten. — V. Kiparsky, Fremdes im Baltendeutsch. Helsinki 1936. S. 15. — Dazu Zeitschrift für Mundartforschung (Teuthonista) 1937 S. 55. — Archiv für Landes- und Volksforschung 1937. S. 760.

<sup>45)</sup> W. Seelmann, Die Mundart der hinteren Neumark oder das Ostmärkische. „Niederdeutsches Jahrbuch“ 39 (1913) S. 141f.

<sup>46)</sup> F. Tita, Die Bublitzer Mundart. Ungedruckte Dissertation. Königsberg/Pr. 1923.

<sup>47)</sup> Zeitschrift für deutsche Mundarten 1923 S. 161f. — Paul und Braune, Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 1934 S. 312f.

<sup>48)</sup> H. Kohbrock, Der Lautstand des *zym*-Gebietes in Dithmarschen, 1901, zeigt jenen durchgehenden Lautwandel, wie ihn das ostpreußische Kürzungsgebiet aufweist, nicht, 'heiß' allerdings lautet *hid* (31, Anm. 1) und wird mit *wid* 'albus' als „vielleicht analog nach dem Comparativ und Superlativ“ angesetzt. — H. Zahrenhusen, Lautstand der Mundart von Horneberg (Hannover) 1903. — Th. Rabeler, Niederdeutscher Lautstand im Kreise Bleckede. 1911. — G. Kloeke, Der Vokalismus der Mundart von Finkenwärder bei Hamburg. 1913. — E. W. Selmer, Sprachstudien im Lüneburger Wendland, 1918. — Diese Nachbarn jener nordwestdeutschen *hil*-Gebiete melden lediglich Länge. Jetzt hat K. N. Bock, Niederdeutsch auf dänischem Substrat, 1933, das nördlichste *hil*-Gebiet untersucht (S. 76), er nimmt *wid* 'albus' als isolierte Kürzung < *i*, ebenso *hid*, und vergleicht mit *twintig* 'zwanzig', wo jedoch Konsonantenhäufung und Nasalwirkung bedacht werden müssen. Aber es sind diese *i*-Formen, so auch bei 'heiß' in Nordwestdeutschland, als Tiefstufe des Ablautes zu werten, den wir gerade bei gefühlbetontem Adjektiv im Germanischen stark verbreitet finden, Paul und Braune „Beiträge“

1934 S. 312f. Die *hit*-Gebiete Nordwestdeutschlands sind also nach Vergleich mit dem Schicksal von *ē, ô* vor *p, t, k* in jenen Strichen anderer Art als das ostpreußische, in dem sich 'heiß' einem lautgesetzlichen Wandel einordnet. Ob im Sprachatlas auf der Karte 'Füße' im Nordwesten wirklich einige Formen als Kürze zu werten ist, bleibt zu ergründen und kann vorläufig bezweifelt werden.

<sup>49)</sup> W. Kuck, Die nordöstliche Sprachgrenze des Ermlandes. Ungedruckte Dissertation. Königsberg/Pr. 1923. Auszug im „Teuthonista“ 1926 S. 91f.

<sup>50)</sup> J. Stuhmann, Das Mitteldeutsche in Ostpreußen. Programme Deutsch-Krone 1895. 1896. 1898. — W. Kuck, „Teuthonista“ 1927/28 S. 266f.

<sup>51)</sup> In 'schneien' geht das Ostkäslausche mit dem Hochpreußischen. Der Sprachatlas zeigt diesen platalen Vorschlag z. B. bei 'Bruder' an. Manche Dörfer schreiben *io*, andere *eo*. Einige *eu-*, *iu-*Formen stellen sich zu den aus der Hochsprache eindringenden Formen *bruder*, dieser Verwandtschaftsname ist in den zum Masurischen überleitenden deutschen Mundarten je weiter ins Masurische um so häufiger schon die schriftsprachliche Form. Cabienen schreibt ein seltsames *oi* bzw. *ui*, das aber ganz anders zu deuten ist, *i* hat den Lautwert *ə*. In offener Silbe erscheint beim Einzelsprachträger leicht dieser Übergangslaut, so daß hier also *brōdər* gemeint ist, wie die Nachbardörfer Plausen, Tollnigk 'Wochen' als *Wäike*, *Weike* melden, d. i. *wēike*, Linglack schreibt gar *Wiäke*, das aber nach *Wähda* 'Wetter' zu jenem *-ə-* zu stellen ist. So erklären sich auch nach offenem *ə* solche Schreibungen in Cabienen *goine* 'gehen', *schoip* 'Schafe', wie nach *ū* in *Buire* 'Bauern'. 'Spreu' und 'Streu', 'streuen' gehen auf *iuw* zurück. Das Hochpreußische hat in einigen Wörtern *iuw* > *ai* entwickelt, nämlich 'neu', 'getreu', 'freuen', 'gereuen'. Diese haben im Ostkäslauschen *ē*. Einheitlichen Unterschied bieten die auf *ī* im Hiatt zurückgehenden Wörter 'frei', 'schreien', das Hochpreußische hat *ai*, das Ostkäslausche *ē*. Einen Vergleich mit dem Ostfälischen ermöglicht der Sprachatlas bei 'schreien': *schre*- reicht von der Nordsee wieder in das westliche Ostfälische verstreut hinein. Im Schlesischen, das wegen des „Breslauschen“ interessiert, zeigt sich *schrā-* vor allem auf der Grenze zwischen *ei-* und neiderländischem *ē*. Auch bei 'neu' tritt schlesische Übereinstimmung auf, indem, doch anders verteilt, ein Kernstück des Neiderländischen *ā* hat. Die schlesischen Gleichungen kommen für die Heimatbestimmung des Ostkäslauschen als einer Sonderform des Niederpreußischen nicht in Betracht, nicht nur weil niederdeutsche Eigengeschichte vorliegen muß. Dazu muß auf das Kapitel „Hochpreußisch“ S. 60 verwiesen werden.

<sup>52)</sup> O. Bremer in Pauls Grundriß III 873: ein Teil der heutigen Bewohner Hinterpommerns und des Netzedistriktes stamme aus Engern, worunter er das ost- und westfälische Gebiet versteht. Die Bublitzer Insel nennt er (Beiträge zur Geographie der deutschen Mundarten 1895, S. 64) eine englische Kolonie.

<sup>53)</sup> R. v. Flanß, „Zeitschrift der hist. Ver. für Marienwerder“ 34—35 S. 10.

<sup>54)</sup> Karte „Mundartliche Gliederung der deutschen Volkssprache in Polen“ von F. A. Doubek, „Deutsche Hefte für Volks- und Kulturbodenforschung“ her. C. Petersen und H. Schwalm 1933 S. 164.

<sup>55)</sup> F. W. F. Schmitt, Der Kreis Flatow. 1867. S. 23. Es braucht nicht polnische Vermittlung bei dieser Bezeichnung vorzuliegen, wie J. Bause im Niederdeutschen Korrespondenzblatt 1919/20 S. 78 meint: der Name sei wohl von den slawischen Pommern, die von den Polen Kaschuben genannt würden, auf die aus Pommern in die Provinz Posen einwandernden Niederdeutschen übertragen worden. C. Borchling führt dazu B. Haushalter, Die Grenze zwischen dem hochdeutschen und dem niederdeutschen Sprachgebiet östlich der Elbe, 1886 S. 37 an. Dieser zitiert aus dem Bericht des Landrates des Kreises Obornik nördlich von Stadt Posen: das sog. Kaschubische sei dort eine Art Niederdeutsch.

<sup>56)</sup> F. Curschmann, Die deutschen Ortsnamen im nordostdeutschen Kolonialgebiet. 1910. — W. Ziesemer, „Hansische Geschichtsblätter“ 1928 S. 165. — C. Krollmann, Die deutsche Besiedlung des Ordenslandes Preußen. „Prussia“ 1931 S. 250f.

<sup>57)</sup> P. Röhrich, „Zeitschrift für die Geschichte und Altertumskunde Ermlands“ 13. S. 452f.

<sup>58)</sup> G. Bender, Die Zusammensetzung der Bevölkerung von Thorn und Umgegend. „Mitteilungen des Copernikus-Vereins zu Thorn“ 3. Heft. — Lück, Deutsche Aufbaukräfte.

<sup>59)</sup> E. Keyser, Die Bevölkerung Danzigs und ihre Herkunft im 13. und 14. Jahrhundert. Lübeck 1924.

<sup>60)</sup> A. Semrau, Die Herkunft der Elbinger Bevölkerung v. d. Grdg. d. Stadt bis 1353. „Mitteil. des Copernicus-Vereins zu Thorn“. H. 32.

<sup>61)</sup> R. Trautmann, Altpreußische Personennamen. Göttingen 1925 S. 196.

<sup>62)</sup> Zeitschrift für Ortsnamenforschung 1933 S. 3f.

<sup>63)</sup> Im einzelnen: O. Prieue und H. Teuchert, Dialektgeographische Forschungen östlich der unteren Oder, „Teuthonista 4“ S. 130f.; S. 239 „Karte mit westfälischen Sprachmerkmalen in der Mundart Hinterpommerns“. — R. Holsten, Sprachgrenzen im Pommerschen Plattdeutschen. Leipzig 1928 S. 64. — H. Stritzel, Die Gliederung der Mundarten um Lauenberg i. P. Deutsche Dialektgeographie XXXIII. 1937. — Aus Ortsnamengleichungen hat F. Devantier im „Schulblatt für die Provinz Brandenburg“ 1887 S. 146 für die neumärkische Gegend um Friedeberg auf Einwanderung aus der Mansfelder Gegend geschlossen. Diese war im Siedelzeitalter noch niederdeutsch, ein Vergleich ist heute nicht mehr möglich, da dort das Mitteldeutsche eingezogen ist. Das Pommersche wird als Ganzes von K. Mischke bearbeitet, der zunächst die Bearbeitung der „Rummelsburger und Bütower Mundart“, Greifswald 1936, und Mundartkarten von Pommern im Pommernatlas vorlegt.

<sup>64)</sup> W. v. Sommerfeld, Geschichte der Germanisation des Herzogtums Pommern oder Slavien bis zum Ablauf des 13. Jahrhunderts. Leipzig 1896. — F. Lorentz, Geschichte der Kaschuben. S. 118, 145.

<sup>65)</sup> Die Einddeutschung ist an sich gewiß eine Kulturströmung, allerdings nicht im Sinne westdeutscher Forschung, die gewöhnlich Vorgänge innerhalb derselben Sprache meint und sie von der Oberschicht und von großstädtischen Strahlpunkten ausgehen läßt. Nur in diesem innersprachlichen Sinne fehlen Kulturströmungen im Bereich der deutschen Mundarten unseres Raumes.

<sup>66)</sup> Gertrud Mortensen, Beiträge zu den Nationalitäten- und Siedlungsverhältnissen von Pr. Litauen. Berlin 1927. — Danach P. Karge, Die Litauerfrage in Altpreußen in geschichtlicher Beleuchtung. Königsberg 1925.

<sup>67)</sup> Insofern hat Aubin im „Archiv für Landes- und Volksforschung“ 1937, S. 36f., recht, daß er keine Pause in der Ostwanderung anerkennt.

<sup>68)</sup> K. J. Kaufmann, Das deutsche Westpreußen. Berlin 1926. — E. Keyser, Der Kampf um die Weichsel. Berlin und Leipzig 1926. — K. C. v. Loesch, Staat und Volkstum. Berlin 1926 S. 487f.; im einzelnen vergleiche die bisher erschienenen Darstellungen der Geschichte der Kreise Westpreußens (E. Wermke, Bibliographie der Geschichte von Ost- und Westpreußen. Königsberg 1933 S. 450f., umfaßt noch 1929).

<sup>69)</sup> F. Lorentz, „Zeitschrift des Westpreußischen Geschichts-Vereins“ 66 S. 29f. — Derselbe, Geschichte der pomoranischen Sprache. Berlin und Leipzig 1925 S. 2 und Karte.

<sup>70)</sup> Dazu zahlreiche Schriften von J. Rink (vgl. bei Wermke, Bibliographie der Geschichte von Ost- und Westpreußen, Register). Darstellung der Mundart von Maria Semrau,

„Zeitschrift für deutsche Mundarten“ 1915 S. 143f. Übrigens hat Rink den zunächst nur für einige Dörfer üblichen, nicht erklärten Namen auf die ganze Gruppe von Konitz ausgedehnt. Danach ist er für diese gewohnt und brauchbar geworden.

<sup>71)</sup> H. Schleinitz, Besiedlung und Bevölkerung der südlichen Grenzmark. Greifswald 1936 S. 95.

<sup>72)</sup> Zur Frage der Lautsubstitution, des Substrats oder des Superstrats. Haben die zur deutschen Mundart übergehenden Altpreußen deutsche Laute in ihrem eigenen Lautvorrat nicht zur Verfügung gehabt, dann mußten sie diese erlernen oder sie haben sie durch verwandte Laute ersetzt. Dies ist überall im Halbdeutschen (Anm. 44) der Fall. Aber das ist ja nur ein individuelles Übergangsstadium. Das Halbdeutsche wird nicht üblich, da das Ziel beim selben Sprachträger oder in der Generationenfolge der volle Besitz der andern Sprache, hier also der deutschen ist. Die Lautsubstitution kann ein Substrat bedeuten, indem Merkmale der untergegangenen Sprache in der obsiegenden sich erhalten haben. Im westlichen Niederpreußischen und angrenzenden Ostpommersch ist weithin mit nur ungefähr bekannter Ausbreitung *k* vor hellem Vokal *e, i*, also palatales *k* zu *tʃ* geworden. Dies Ergebnis ändert sich individuell und örtlich zu *tʃ*, *kʃ* ab. Es ist noch heute kein einheitlicher Laut entstanden. Das gleiche gilt für das Kaschubische, das jenen deutschen Mundarten nördlich vorgelagert ist oder im gleichen Raume mit ihnen lebt. Auch für das südlich anschließende nichtkaschubische Gebiet ist deutschmundartlich jener Lautwandel gültig. Da ist festzuhalten, daß das heutige Kaschubisch um das Jahr 1000 nach Süden bis an die Netze gereicht haben muß. Also ist auch für jene Gebiete, die in jüngerer Zeit das Kaschubische mit deutscher oder polnischer Mundart eingetauscht haben, jene kaschubische Grundlage vorauszusetzen. Eine Substitution im Sinne eines Substrats wäre festzustellen, wenn die Kaschuben das deutsche *k* nicht gehabt hätten, sondern durch *tʃ* usw. ersetzt hätten. Nun ist aber einmal auch innerhalb des Kaschubischen der Vorgang anscheinend jung (Lorentz). Weiterhin haben die Deutschen, die als solche ins Land kamen und es geblieben sind, diese Lauterscheinung auch. Sie könnten sie ja von ihren Nachbarn entlehnt haben. Das ist eher anzunehmen, als daß umgekehrt die Kaschuben von ihren deutschen Nachbarn diese Sprechmode beim *k* übernommen haben sollten. In unserm stark doppelsprachigen Gürtel gebrauchten früher mancherorts wohl recht viele nachbarlich zusammengerückte Deutsche und Nichtdeutsche beide Sprachen, genauer die Mundart beider Nationalsprachen. Es kann dann ohne irgendeinen Anlaß der Substitution gleichzeitig in beiden Sprachen solche Mode von irgendwoher aufgekommen sein. In diesem Fall ist Lautsubstitution, also Substrat bei den germanisierten Kaschuben wohl möglich. Dann hätte die von jeher deutsche Siedelgemeinschaft des Raumes von diesen und den Kaschuben selbst jenen Lautwandel als Sprechgewohnheit übernommen. Diese Ausbreitung wäre dann Entlehnung. Eine innere oder äußere Notwendigkeit liegt für eine solche nicht voraus, es ist nachbarliche Übertragung. Natürlich kann man auch hier oder gerade hier nicht eine Sprachströmung oder Kulturströmung argwöhnen. — F. Lorentz, Geschichte der pomoranischen Sprache. Königsberger deutsche Forschungen 2 S. 12: auch in der Zips und im Wendland aus slavischer Nachbarschaft. — Auch das Grenzland Luxemburg hat diese Erscheinung (mündlich Dr. Bodens-Bonn).

<sup>73)</sup> Lautsubstitution scheidet aus, weil ja eine solche nur gilt, wenn Ersatz in der zu erlernenden Sprache, hier also des Deutschen, erfolgt. Das Kind lernt aber beide Sprachen nebeneinander. Der Erwachsene verwendet sie ebenfalls beide und dauernd zugleich und ebenfalls nebeneinander. Germanisierte Letten oder Esten können zu keiner Zeit, bei ihrer jeweils geringen Zahl, eine Entlehnung von Sprachzuständen ins Baltendeutsche veranlaßt haben.



<sup>74)</sup> Ergebnis ist dann kein Substrat, da dies nur dem Unterlegenen zukommt und von ihm in die siegende Sprache einverleibt wird. Es ist ein Superstrat.

<sup>75)</sup> W. Fenzlau, Die deutschen Formen der litauischen Orts- und Personennamen des Memellandes. Marburg 1936.

<sup>76)</sup> O. Bremer in H. Pauls Grundriß der germanischen Philologie III S. 898f.

<sup>77)</sup> A. Lasch, Mittelniederdeutsche Grammatik § 16.

<sup>78)</sup> Literatur in der Borchlingsfestschrift 1932 S. 207.

<sup>79)</sup> H. Teuchert, „Die Neumark“ 1929 S. 42. — T. bereitet eine Arbeit über den vom Brandenburgischen in die Neumark und darüber hinaus weitergetragenen niederfränkischen Lehnwortschatz vor.

<sup>80)</sup> C. Wiens, Niederländischer Wortschatz in der Mundart der Weichselwerder. Mit einer Vorbemerkung von W. Ziesemer. „Zeitschrift des Westpreußischen Geschichtsvereins“ 56 S. 139f.

<sup>81)</sup> A. Lasch, Mittelniederdeutsche Grammatik § 119.

<sup>82)</sup> Lucas David, her. v. E. Hennig 1813, IV. Bd., S. 133; Lucas David ist Beamter des Herzogs Albrecht. Er kann sehr wohl Urkunden gesehen haben, die nicht mehr erhalten sind.

<sup>83)</sup> Sonst hätte G. Gerullis diesen Ortsnamen in seinem, für unsere Zweck sehr ergiebigen Buche „Die Altpreußischen Ortsnamen“, Leipzig 1922 behandelt. — Jene Kirchenpatrone nennt Lilienthal a. a. O. Ob er verlorene Quellen kannte, ist nicht zu ersehen. E. Tidick nennt in „Zeitschrift für die Geschichte Ermlands“ 1926 S. 343f., statt jener Patrone einen andern. Das ist aber eine junge Änderung. „Warmia“ 1934 3 III und 4 IV.

<sup>84)</sup> Auf dem Meßtischblatt ist zu erkennen, daß der Rhein in der Gegend jener älteren Dörfer in einem wohl ganz neuen Kanal rechts und links um die Flußniederung herumgeleitet wird. Er heißt *Ring*-Kanal. An die gutturalisierte Form des Rheinraumes im Westen mag *Ring* nur zufällig anklagen und wirklich *circulus* bedeuten.

<sup>85)</sup> F. Just, Dreihundert Jahre Posener Schulendorf, Geschichte des Dorfes Neudorf bei Schönlanke (Kr. Czarnikau). Bromberg 1918. Für den Norden der südlichen Grenzmark, vgl. H. Schleinitz, Besiedlung und Bevölkerung der südlichen Grenzmark. Diss. Greifswald 1936. Karte II, S. 30.

<sup>86)</sup> A. Häseler, „Die Neumark“, Jahrgang 6, S. 7f. — Derselbe in Jahrgang 8, S. 5f. „Über Herkunft und Nationalität der ersten Netzbruchkolonisten“.

<sup>87)</sup> Über ihre Sprache: v. Loesch „Staat und Volkstum“ Berlin 1926. S. 471. — Heimatblätter des deutschen Heimatbundes Danzig. Danzig 1930. H. 1.

<sup>88)</sup> B. Schumacher, Niederländische Ansiedlungen im Herzogtum Preußen zur Zeit Herzog Albrechts. Leipzig 1903.

<sup>89)</sup> Heimatblätter Danzig 1930, H. 1; Borchlingsfestschrift 1932 S. 216; Ziesemer, „Mitteilungen des Westpreußischen Geschichts-Vereins 1936 S. 45.

<sup>90)</sup> E. Kunitzer, „Eekboom“ 1923 S. 20.

<sup>91)</sup> E. Schmidt a. a. O. S. 419.

<sup>92)</sup> Lück a. a. O. S. 27.

<sup>93)</sup> Tyc a. a. O. S. 100.

<sup>94)</sup> H. Tümpel, Die Herkunft der Besiedler des Deutschordenslandes, Niederd. Jahrbuch 1901 S. 43f. — Hermannsdorf ist nach M. Bär und W. Stephan, Die Ortsnamenänderungen in Westpreußen, Danzig 1912, früher Skompe genannt worden.

<sup>95)</sup> Der erste, der über diese Mundart genauer handelt, ist Lilienthal in den Preußischen Provinzialblättern 1842 S. 195. Das „Breslause“ ist der im Ermland gelegene Teil des Mitteldeutschen. Lilienthal ist Ermländer, er nennt als erster den Ausdruck 'bress-

lausch' und bezieht ihn auf Schlesien. Die Mundart wird auch einfach ermländisch genannt, doch trifft dies nicht zu, da der Norden und Südosten Ermlands niederdeutsch ist. Der eigentliche Bearbeiter des Hochpreußischen, Stuhmann, Das Mitteldeutsche in Ostpreußen, Programme Deutsch-Krone 1895/95/98, berichtet S. 15: „Im Ermland nennt man die dort gesprochene mitteldeutsche Mundart bresslausch“. Ob dieser Ausdruck alt, ob er volksläufig ist, bleibt fraglich. Unter den Wenkerschen Fragebogen berichtet einer aus Brossitten Kr. Rössel, daß dort der Dialekt der „Bresslauer“ genannt werde, die Gründe sind dem berichtenden Lehrer nicht bekannt. Bei anderen, so auch bei Stuhmann ist die Herleitung von Breslau selbstverständlich. Die Aussage des Brossitter Lehrers, der Grund für die Benennung sei unbekannt, kann nur auf die Frage bezogen werden, wie weit der zu Breslau zu stellende Ausdruck „bresslausch“ auch historisch zu belegen ist. Jedenfalls denken das bresslausch sprechende Volk und die Forschung nur an Breslau, es sei ein Beweis für schlesische Einwanderung, wenn auch nicht aller, so doch eines beträchtlichen Teils (Stuhmann S. 15). Der Ausdruck „die Bresslauer Mundart“ ist nach diesem Gewährsmann schrifthochdeutsch, also wird im Volke selbst nur bresslausch für die Mundartträger gebraucht worden sein. Im Zuge dieser Erörterungen, die die schlesische Stammheimat voraussetzen, liegt der Vergleich zwischen dem Hochpreußischen und dem Schlesischen, der an der Hand eines hochpreußischen Textes durch A. Knötel in den Schlesischen Provinzialblättern N. F. 13, 1874 S. 95f., 310f., 477f., 553f. durchgeführt worden ist. Er folgert einen schlesisch-münsterbergischen Ursprung des Ermländer Hochpreußischen.

<sup>96)</sup> Paul und Braune, Beiträge 1934, S. 312.

<sup>97)</sup> F. Wrede, „Anzeiger für deutsches Altertum“ XX, S. 326. — K. Wagner, Sprachlandschaften 13; Deutscher Sprachatlas 1926f., Karte 47.

<sup>98)</sup> Die niederdeutsche Pluralendung -s dringt heute über weite mitteldeutsche Landschaften vor, wir sagen in der Umgangssprache dort *Jungens*, und das ist keine Kontamination, sondern Übernahme des niederdeutschen s.

<sup>99)</sup> E. Schwarz, Die mundartlichen Grundlagen des gesamtschlesischen Sprachraumes. „Schlesisches Jahrbuch“ 1935 S. 17f.

<sup>100)</sup> R. Lehmann, „Niederlausitzische Mitteilungen“ 1929 S. 1f. — Derselbe, Geschichte des Wendentums in der Niederlausitz bis 1815 im Rahmen der Landesgeschichte. 1930.

<sup>101)</sup> H. Knothe, „Archiv für sächsische Geschichte“ 1876, S. 245f.

<sup>102)</sup> E. Riemann, Ostpreußisches Volkstum um die ermländische Nordostgrenze. S. 91.

<sup>103)</sup> C. Krollmann, „Prussia“ 1931, S. 250. — B. Sommerlad, „Thüringisch-sächsische Zeitschrift für Geschichte und Kunst“ 1928, S. 214f.

<sup>104)</sup> H. Binck, „Thüringisch-sächsische Zeitschrift“ 1928, S. 66.

<sup>105)</sup> C. Krollmann, „Zeitschrift des Westpreußischen Geschichts-Vereins“ 54 S. 1f.

<sup>106)</sup> v. Unwerth, Die Schlesische Mundart S. 49. Der Sprachatlas meldet diese Entwicklung im Gebiet vom unteren Bober bis westlich von Stadt Posen. Daß diese Form der Verkleinerungssilbe bis in die Gegend von Oels gereicht haben sollte, ist nicht anzunehmen.

<sup>107)</sup> Ziesemer, Die ostpreußischen Mundarten S. 118.

<sup>108)</sup> Zeitschrift für deutsche Mundarten 1922, S. 52f.

<sup>109)</sup> Zur Geschichte: W. Conze, Hirschenhof. Die Geschichte einer deutschen Sprachinsel in Livland. Berlin 1934.

<sup>110)</sup> B. Haagen, „Zeitschrift der Altertumsgesellschaft Insterburg“ 1914 S. 65f.

<sup>111)</sup> A. Skalweit, Die ostpreußische Domänenverwaltung unter Friedrich Wilhelm I. und das Retablissement Litauens. Leipzig 1906 S. 246f.

- <sup>112)</sup> Skalweit S. 25f.
- <sup>113)</sup> J. Rutkowski, *Zagadnienie reformy rolnej w Polsce XVIII wieku*. Posen 1925 S. 16.  
— F. Metz, „Jahrbuch für Fränkische Landesforschung“ 1935 S. 30f.
- <sup>114)</sup> Schleinitz a. a. O. S. 82, 97.
- <sup>115)</sup> Natau a. a. O. S. 206f.
- <sup>116)</sup> M. Beheim-Schwarzbach, *Hohenzollernsche Colonisationen* S. 170f.
- <sup>117)</sup> Skalweit a. a. O. S. 274.
- <sup>118)</sup> H. Gollub, *Stammbuch der ostpreußischen Salzburger*. Gumbinnen 1934. S. 9.
- <sup>119)</sup> W. Ziesener, „*Heimatblätter für Stallupönen und Umgegend*“ 1926 S. 26f. — Z. bereitet eine ausführliche Darstellung vor.
- <sup>120)</sup> F. A. Doubek, Karte in „*Deutsche Hefte für Volks- und Kulturbodenforschung*“ her. C. Petersen und H. Schwalm 1933, S. 164.
- <sup>121)</sup> Wagner, *Sprachlandschaften* S. 77.
- <sup>122)</sup> M. Bär, *Westpreußen unter Friedrich d. Gr.* Leipzig 1909 Bd. I, S. 327.
- <sup>123)</sup> M. Beheim-Schwarzbach, *Friedrich d. Gr. als Gründer deutscher Kolonien in den im Jahre 1772 neuerworbenen Landen* (Berlin 1864) hört auch in dieser zweiten Schwabenkolonie bei Sobbowitz das Schwäbische, allerdings vom Lehrer, Prediger und in der Familie bekämpft. Er schreibt die bewußte Ablehnung mitgebrachter Art und Sprache dem regen Verkehr mit Danzig und Dirschau (S. 88) zu. Die Kinder, die kolonistisch reden, werden bestraft. Ich habe 1922 keine schwäbische oder sonst eine andere als niederpreußische Mundart gefunden, die letzten süddeutsch („kolonistisch“) Sprechenden wurden aber dort als vor nicht langer Zeit verstorben genannt. — vgl. *Hohenzollernsche Colonisationen* S. 609. — F. Schulz, *Geschichte des Kreises Dirschau*, 1907 S. 159, S. 34.
- <sup>124)</sup> E. Böhmer, *Deutsche Dialektgeographie* III.
- <sup>125)</sup> R. Ehrhardt, *Deutsche Dialektgeographie* VI.
- <sup>126)</sup> Die Kulmer Kolonie soll nach Ehrhardt § 2 ganz in niederdeutsches und polnisches Gebiet eingeschlossen sein. Das ist genauer folgendermaßen zu erläutern: deutsche Mundart grenzt nahezu gar nicht an die Dörfer dieser Kulmer Kolonie, wohl aber überall sehr stark und durchaus wirksam die dortige schriftdeutsche Gemeinsprache. *Vgl. Zeitschrift für deutsche Mundarten* 1923, S. 81.
- <sup>127)</sup> Doubeck a. a. O.
- <sup>128)</sup> Beheim-Schwarzbach, *Hohenzollernsche Colonisationen* S. 143. — B. Haagen, „*Zeitschrift der Altertumsgesellschaft Insterburg*“ 1913, S. 1f. — S. Maire, „*Altpreußische Monatsschrift*“ 1909, S. 418f.
- <sup>129)</sup> A. v. Weiß, *Estnische Dialektforschung*. „*Zeitschrift für Mundartforschung*“ (*Teuthonista*) 1937, S. 55f.
- <sup>130)</sup> Die Einteilung des Polnischen in seine Dialektgebiete ist in großen Zügen für ganz Polen durch K. Nitsch, *Proba ugrupowania gwar polskich* (*Rozprawy akademii umiejętności wydziel filologiczny* III, S. 336—365) Krakau 1910 ausgeführt worden. Nitsch hat die polnische Dialektgeographie des polnischen Nordwestens in zwei Arbeiten behandelt: in den *Materiały i prace komisji językowej akademii umiejętności Krakowie* III, Krakau 1905 (Materialien und Arbeiten der Sprachkommission der Akademie der Wissenschaften in Krakau). Schon die Karte zu dem erstgenannten „*Versuch einer Gruppierung der polnischen Mundarten*“ (1:2000000) zeigt mit Farben und Linien die besonders vielfältige Zergliederung der Ränder. Die Karte des Gebietes links der Weichsel stimmt in den Farben und in der Linienbezeichnung nicht zu der Karte des rechten Weichselufers. Auch die dritte Karte (*Ostpreußen*) wählt zwar dieselben Farben, meint aber noch wieder etwas anderes. Nitsch glaubte in seinem Begleittext zunächst noch, daß die Weichsel stark trenne. Aber die spätere, das

ganze polnische Sprachgebiet umfassende Karte zeigt außer trennender Wirkung des Weichselstromes starke Überbrückung beider Ufer auf der Linie Bromberg—Graudenz. Weiter oberhalb allerdings, über Thorn nach Warschau zu, scheidet das Weichseltal sehr stark. Übrigens auch die deutschen Mundarten überbrücken gleichfalls die untere Weichsel ineinemfort. Trotz der Weitmaschigkeit des Ortnetzes geben die Arbeiten von Nitsch eine Vergleichsmöglichkeit, wenn wir seine Feststellungen mit dem, was mit viel dichterem Netz die deutsche Dialektgeographie bieten kann, zusammenstellen. Nitsch hat alles selber im Lande abgehört, wir müssen in der Hauptsache im Anschluß an den Wenkerschen Sprachatlas und zu den 1879 aus den Schulorten abgelieferten und in Marburg liegenden Formularen greifen und die einzelnen deutschen Dialektgebiete durch Eigenaufnahmen von Stichproben abtasten. Soviel ich sehe, stimmt das dialektgeographische Bild immer noch zu jenem des Sprachatlasses. Wir haben es außer im Weichseltal selbst immer wieder mit verkehrsentlegenen, oft recht dünn besiedelten Landschaften zu tun, für die rascher Wandel an und für sich kaum zu erwarten war. — Zu den Lautzeichen: *ś* ist dorsaler Dental, die übrigen entsprechend.

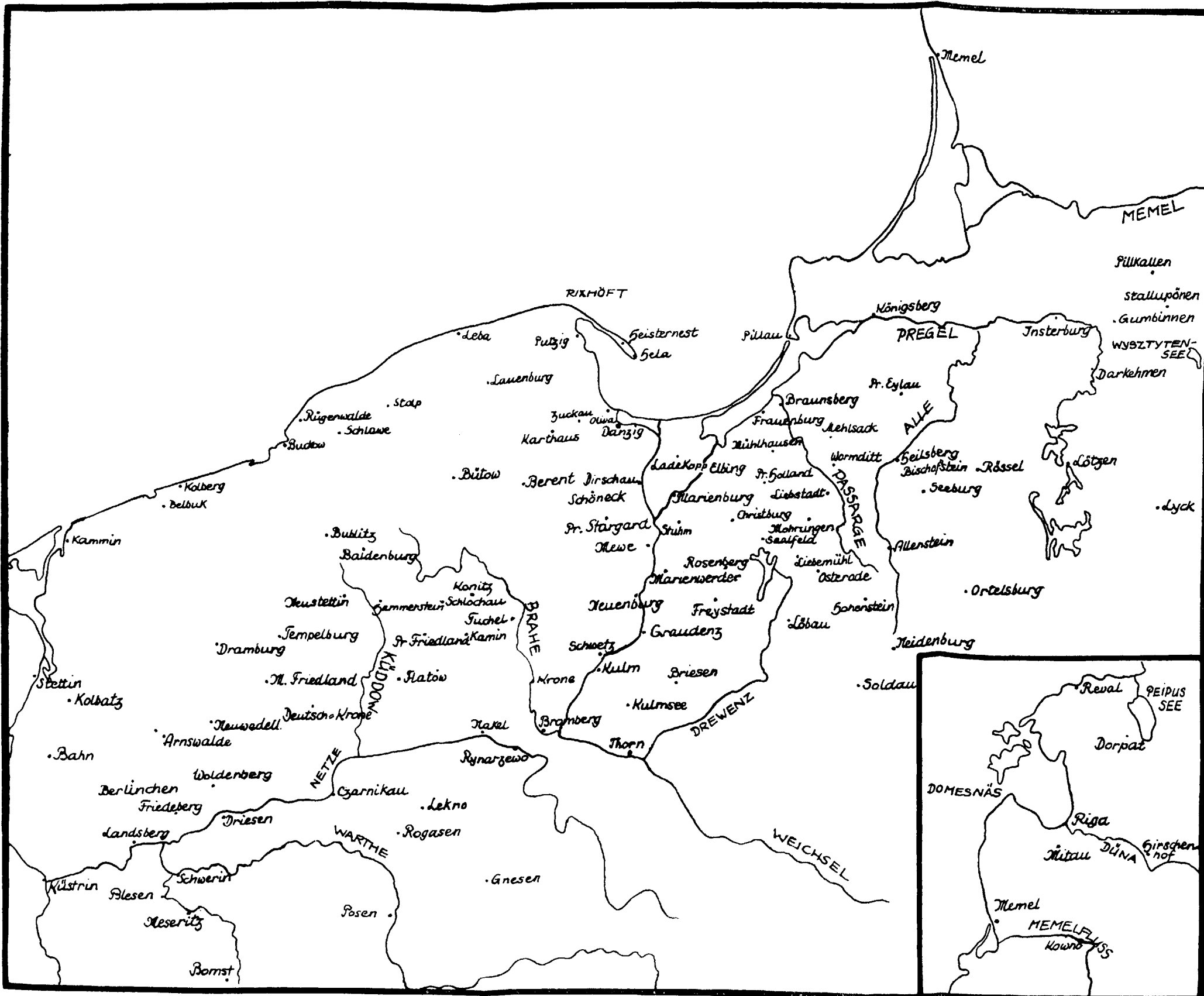
<sup>131)</sup> In Westpreußen und seiner pommerschen Nachbarschaft erscheint auf dem Sprachatlas derartiger oder ähnlicher *k*-Wandel in unbestimmter Abgrenzung und Form. Sein Gebiet ist in Wirklichkeit größer, es wird vom Laien gewöhnlich mit dem Zeichen *k* wiedergegeben. Außerdem geht die Erscheinung in deutschen, aber auch in polnischen Mundarten im Gebrauch, besonders an den Rändern zurück.

<sup>132)</sup> M. Semrau, „Zeitschrift für deutsche Mundarten“ 1915 S. 266f. denkt an das Friesische. Diese Sibilierung wandelt *k* jedoch zu *tš*, s. Friesische Gründung ist das ostpommersche Kloster Belbuk. Die Koschneider sind aus Ostpommern herzuleiten.

<sup>133)</sup> Königsberger deutsche Forschungen 2, S. 23.

<sup>134)</sup> Vgl. die Karte „Die neuhochdeutsche Diphthongierung“ bei K. Wagner, Deutsche Sprachlandschaften. Marburg 1927. Der Eintrag II b auf der Karte im Hochpreußischen gilt für die Hochsprache Ostpreußens, also die Ordenssprache. Das Hochpreußische kennen wir erst aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. — Die Ordenssprache hat vereinzelt *i* > *ei* seit c. 1360, aber noch nicht *ū* > *au* (Ziesemer). Dieser Wandel stammt natürlich nicht aus dem Hochpreußischen, sondern dies bringt den im Gange befindlichen Wandel mit, und zwar aus der Mundart der Ausgangslandschaft. Für die Ordenssprache ist nach diesem rein mündlichen Vorgang einmal die gleiche allgemeine Herkunftsrichtung, aber auch der entsprechende mündliche Wandel im Bereich der ostmitteldeutschen Umgangs- und Hochsprache zu folgern.















MITZKA

W.



ELBLĄG

WOJEWODZKA  
BIBLIOTEKA PUBLICZNA

XIII.